

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Maskottchen

Die Figur im Manga-Stil sei ein Tribut an die moderne Popkultur, erklärte Erzbischof Rino Fisichella bei der Präsentation des Maskottchens „Luce“ für das Heilige Jahr in Rom. ▶ Seite 6



Trauermonat



Im November stehen Vergänglichkeit und Tod im Vordergrund. Themen, die die Menschen gern ausblenden. Doch wo Stille und Trauer Raum finden, ist auch Platz für ein bewussteres Leben. ▶ Seite 31



Laternenzüge

Er ist einer der populärsten Heiligen – und selbst Menschen, die wenig mit Kirche am Hut haben, kennen ihn: Sankt Martin. Am 11. November ziehen zu seinem Gedenken Kinder mit Laternen durch die Straßen. ▶ Seite 11 und 12

Kriegssorgen

Die Ukraine steht vor dem dritten Kriegswinter seit der russischen Invasion. Der Kiewer Bischof Witalij Krywyzkyj fürchtet, dass wegen der Notlage an der Front nun auch Priester eingezogen werden. ▶ Seite 13



Fotos: Imago/PGS Photo Agency, Kirche in Not, gem (2), KNA

Der Tag, als die Mauer fiel

Was bleibt vom 9. November 1989?

Am späten Abend des 9. November 1989 wurden Mauer und Stacheldraht überwunden. Das deutsche Volk – so West-Berlins Bürgermeister Walter Momper – war „das glücklichste Volk auf der Welt“. Was ist geblieben vom Glück vor 35 Jahren? Unseren Themenschwerpunkt zum Mauerfall finden sie auf ▶ Seite 2/3, 5, 8 und 14 bis 20



Foto: Imago/epd



Papst Franziskus ruft zu Gebet und Hilfe für die Betroffenen der verheerenden Überschwemmungen in Spanien auf. „Was tue ich für die Menschen?“, fragte Franziskus auf dem Petersplatz. „Bete ich? Biete ich Hilfe an? Denkt darüber nach.“ Bei den Fluten starben mehr als 200 Menschen.

Leserumfrage

Die Mauer ist mittlerweile länger Geschichte, als sie existiert hat. Doch obwohl eine neue Generation nachgewachsen ist, bleiben die Unterschiede zwischen Ost und West bestehen (Seite 8). Sind die Deutschen 35 Jahre nach dem Mauerfall dennoch „ein Volk“?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

GLÄUBIGE KATHOLIKEN IM SOZIALISMUS

„Nichts mehr zu retten“

Zwei Ordensschwestern erinnern sich an die Wende: „Die DDR war kaputt“

Vor 35 Jahren, am 9. November 1989, fiel in Berlin die Mauer. Wie zwei Nonnen diese Zeit erlebten und was es in der DDR bedeutete, katholisch zu sein, hat unser Autor Rocco Thiede im brandenburgischen Kloster Alexanderdorf erfahren. Mit zwei Zeitzeuginnen, den Schwestern Elisabeth Neumann und Ruth Lazar, sprach er über ihr Leben in der DDR, die Wende und ihre damaligen Erwartungen an die deutsche Einheit.

Schwester Elisabeth ist ein Kriegskind. Sie hat noch die Not und Entbehrungen der Nachkriegszeit erleben müssen. Wie Ruth Lazar hat sie die politische Wende und die Friedliche Revolution im Kloster erlebt. „Vor dem Mauerfall ist unser Gästehaus sehr gerne von Familien aus dem katholisch-kirchlichen Umfeld genutzt worden“, erinnert sich Schwester Ruth. „Jetzt sind es mehr Individualgäste oder Gruppen, die gezielt Angebote bei uns suchen.“

Südlich von Berlin

Das Kloster liegt südlich von Berlin, eine gute Autostunde vom Stadtrand der Hauptstadt entfernt. Wo sich heute die Benediktinerinnen-Abtei St. Gertrud befindet, lag nicht schon immer ein Kloster. Einst war es ein typischer Brandenburger Gutshof mit Herrenhaus, Scheunen und Ställen. Heute beten und arbeiten hier 19 Schwestern im Alter zwischen Anfang 40 und 90 Jahren. 1984 wurde das Kloster zur Abtei. Fünf Jahre später fiel in Berlin die Mauer.

Brandenburg ist mit einem Katholikenanteil von weniger als drei Prozent eine klassische Diaspora-Region. Am Fortbestand des Klosters Alexanderdorf aber gab es trotz Krieg und zwei Diktaturen nie ernsthafte Zweifel. „Diese Zeiten sind – Gott sei Dank – vorbei“, sagt Schwester Ruth, die die Öffentlichkeitsarbeit der Abtei übernommen hat. „Dem Kloster ist in der Nazi- und in der DDR-Zeit nichts passiert. Wir sind behütet und bewahrt geblieben.“

Wie Schwester Elisabeth als junge Frau die Kirche in der DDR erlebte, schildert sie so: „Katholisches Leben war von viel Freude am Glauben, aber auch vom Spaß beim Miteinan-



▲ Die Benediktinerinnen Ruth Lazar (links) und Elisabeth Neumann vor der Pforte der Abtei St. Gertrud im brandenburgischen Alexanderdorf. Fotos: Thiede (3)

der geprägt. Sicher: Man musste in der Schule etwas vorsichtig sein, was man sagte, aber wir waren durch unseren Glauben gegen die herrschende Ideologie, die uns in der DDR auferlegt wurde, gut gewappnet.“

Schwester Elisabeth war viele Jahre für die Gästebetreuung im Kloster zuständig. Heute sitzt sie an der Pforte. Besucher können neben dem Stundengebet und dem Feiern der Heiligen Messe auch beim Arbeiten mithelfen. Das geht zum Beispiel in der Küche, bei der Reinigung des Gästebereichs oder im Garten. Immer nach dem jahrhundertealten benediktinischen Motto „Ora et Labora“ – Beten und Arbeiten.

Elisabeth Neumann wuchs in Trusetal im Thüringer Wald auf. Ihr Vater kehrte nie aus dem Krieg zurück. Ihre katholische Mutter lernte später einen atheistischen Lehrer kennen und entfernte sich vom Glauben. Dennoch durfte Elisabeth in der katholischen Gemeinde, die nur aus Flüchtlingen bestand, ihre Erstkommunion feiern. Trotz des

Lehrerinstitut in Meinigen anfangen. „Meine Mutter hat für mich gekämpft“, erinnert sie sich. „Sie ist als junge Frau schon in die SED eingetreten: sie, die treue Genossin, während ich, aus ihrer Sicht, eine undankbare Tochter war, die stur an der Kirche festhielt.“

Das war Anfang der 1960er Jahre, als sich die politischen Verhältnisse verschärften. Am 13. August 1961 ließ die DDR-Führung West-Berlin abriegeln. Als im September das neue Studienjahr begann, zeigte eine Mitschülerin Elisabeth an, weil sie in den Semesterferien kirchliche Kurse besucht hatte. Sie wurde exmatrikuliert. „Zur Bewährung wurde ich in einen sozialistischen Produktionsbetrieb geschickt, wo ich im Akkord Bleche für Mistgabeln stanzen musste.“

In einem katholischen Krankenhaus in Erfurt machte Elisabeth Neumann nun eine Ausbildung zur Krankenschwester. Zwischenzeitlich war sie als Jugendreferentin bei der Kirche und dann zwölf Jahre in der Medizinischen Akademie in Erfurt tätig. „Wir waren in der Kardiologie eine sehr christliche Station. Der Stationsarzt war katholisch, und ich hatte dort mehrere katholische Mitschwestern. Dennoch waren wir ein sozialistisches Kollektiv mit Brigadetagebuch“, sagt sie und lacht.

Über den Kontakt zu Vincentinerinnen aus Fulda, die im Krankenhaus arbeiteten, entstand auch bei Elisabeth Neumann der Wunsch, Nonne zu werden. „Die Sehnsucht

antireligiösen Elternhauses verlor sie ihre Glaubensgewissheiten nie.

Es war vor allem der Wunsch ihrer Mutter, dass sie einmal Lehrerin werden soll. Erst wurde sie abgelehnt, konnte dann aber doch am



▲ Die Politik der DDR gegenüber den Kirchen schwankte zwischen schroffer Ablehnung und friedlicher Koexistenz. Das Foto zeigt Staatschef Erich Honecker beim Besuch im Vatikan 1985 mit Papst Johannes Paul II. Fotos: Imago/Ulli Winkler

wuchs immer mehr. Aber ich merkte, dass der Beruf als Ordensfrau in einem tätigen Orden für mich etwas schwierig gewesen wäre. Ich wollte ganz frei sein für das Gebet und ganz für Gott da sein.“ Durch den Tipp eines Jugendkaplans stieß sie auf die Benediktinerinnen. Mit 36 Jahren trat sie ins Kloster ein.

Ganz anders verlief der Weg der Berliner Ruth Lazar, die rund eine Generation jünger ist als Elisabeth Neumann. Aufgewachsen in einer katholischen Familie habe sie „eine normale DDR-Kindheit und Jugendzeit gehabt und eine sehr lebendige christliche Gemeinde und Pfarrjugend erlebt“, sagt sie. Ihr Vater war Mitglied der CDU und Abgeordneter der Berliner Stadtverordnetenversammlung. „Wir hatten gewisse Freiheiten“, sagt sie.

Die Kirche bot Schutz

Ihr Vater habe den vier Töchtern den Rücken gestärkt, „wenn wir in der Polytechnischen Oberschule mal angezählt wurden, weil wir in der Kirche sind und manches nicht mitmachen“. Die Kirche bot Ruth Lazar Heimat und Schutz. Nur auffallen und provozieren durften sie nicht – das wurde ihnen von staatlichen Stellen unmissverständlich klar gemacht. So war es für die junge Ruth auch kein Problem, bei den Jungen Pionieren einzutreten.

Beeinflusst haben sie als 13-Jährige 1973 die Weltfestspiele in Ost-Berlin: „Ich war für ein gutes Jahr ziemlich beeindruckt von der FDJ – der Staatsjugend –, dem Sozialismus und dem Freiheitskampf der Kommunisten in anderen Ländern.“ Erst durch die Firmung fand sie zur katholischen Gemeinde zurück. Nach der Schule machte Lazar eine Ausbildung zur Erzieherin und arbeitete vier Jahre in einer katholischen Kita als Kindergärtnerin. Für sie war damit „diese Indoktrination in der Bildung beendet“.

Den 9. November 1989, den Tag, an dem die Mauer fiel, erlebten beide Nonnen im Kloster. Einen Fernseher gab es dort nicht. „Einige Schwestern durften Radio hören“, erinnert sich Ruth Lazar, „natürlich nicht die DDR-Nachrichten.“ So erfuhren sie von der weltgeschichtlichen Neuigkeit. „Ein Wunder“ nennt sie den Mauerfall. Die Geistlichen, die gerade in Alexanderdorf zu Exerzitien weilten, sangen bei ihrer Abschlussmesse aus vollem Hals: „Großer Gott, wir loben dich.“

„Die Menschen waren immer weniger bereit, sich in dieses System

zu fügen“, erinnert sich Schwester Ruth an die späten 1980er Jahre, die in der DDR von einer ausgeprägten Reformunwilligkeit der Staats- und Partei-Oberen geprägt waren. „Eine große Rolle spielte die Reisefreiheit.“ Immer mehr Menschen stellten Ausreisearträge oder versuchten, über Botschaften der Nachbarländer nach Westdeutschland zu gelangen.

Dann kamen das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking und die großen Montags-Demonstrationen in Leipzig. Auch in und um das Kloster der Benediktinerinnen artikuliert sich Protest: „Wir haben viele christliche, katholische Nachbarn hier in unserem kleinen Dorf, die haben sich jeden Abend bei uns in der Klosterkirche versammelt und Rosenkranz gebetet, dass alles friedlich bleibt.“

Als Elisabeth Neumann im Februar 1990 vor dem Brandenburger Tor stand, kam sie nicht auf die Idee, hindurch zu gehen. „Für mich war das noch eine unsichtbare Grenze“, sagt sie. „Irgendwie war da noch eine Sperre in mir.“ Das erste Mal im „Westen drüben“ war sie ein Jahr später, als sie im Tochterkloster Dinklage in Niedersachsen für ein Vierteljahr aushelfen sollte.

Sie fühlte sich dabei als „Exotin“ – denn für ihre westdeutschen Mitschwestern war „die DDR weiter weg als China“.

Anders als viele andere Bürger der DDR hat sie ihre Stasi-Unterlagen nie angefordert. „Irgendwie habe ich ein mulmiges Gefühl und Angst, dass sie mich abgeschöpft haben, weil ich oft sehr spontan geredet habe“, sagt Schwester Elisabeth. „In einem Kollektiv, wo man in der DDR gearbeitet hat, war immer ein IM mit dabei.“ Ein Spitzel der Stasi also.

Auch befürchtet Elisabeth Neumann, dass sie von geschätzten Bekannten beschattet worden sein



▲ Die Klostergebäude gehörten bis 1934 zu einem Gutshaus. Im Vordergrund der freistehende Glockenturm der Klosterkirche, die früher eine Scheune war.

könnte. „Ich möchte es lieber nicht wissen“, sagt sie nachdenklich. Und erinnert sich dann: „Hier gab es mal eine Postulantin, bei der wir einen komischen Eindruck hatten. Die Äbtissin habe sie offen gefragt, ob sie nicht IM ist.“ Am nächsten Tag sei sie aus dem Kloster verschwunden gewesen.

Auch Schwester Ruth hat die Unterlagen, die das Ministerium für Staatssicherheit womöglich über die Benediktinerin anlegte, bis heute nicht eingesehen. „Eigentlich wusste

man, dass immer irgendwer horcht und guckt“, fasst sie das Wissen um die Bespitzelung zusammen. „Uns war klar, dass die Stasi neben kirchlichen Einrichtungen immer jemanden platzierte, der aufpasste.“

„Ehrlich nicht begeistert“

Nach dem Mauerfall war die Entwicklung, die am 3. Oktober 1990 zur deutschen Einheit führte, bald nicht mehr aufzuhalten. Schwester Elisabeth bekennt offen: „Ich war ehrlich nicht begeistert, dass wir wiedervereint wurden. Ich habe damals mehr diese Bürgerrechtsbewegungen innerlich unterstützt, die einen sozialistischen Staat mit humanistischem Gesicht propagierten.“ Heute wisse sie, dass das unrealistisch war. „Die DDR war kaputt. Da war nichts mehr zu retten.“

Schwester Ruth dagegen hat das Ende der DDR schon damals begrüßt: „Für mich war dieser Weg, der dann in einer rasanten Schnelligkeit zur Wiedervereinigung geführt hat, sehr folgerichtig, und ich war damit voll einverstanden. Ich weiß noch, dass ich am 3. Oktober ein sehr, sehr starkes Gefühl hatte: Jetzt ist der Krieg vorbei.“

Rocco Thiede



▲ Das Kloster in Alexanderdorf liegt rund eine Autostunde südlich von Berlin.

Kurz und wichtig



Battaglia rückt nach

Papst Franziskus wird auch den Erzbischof von Neapel, Domenico Battaglia (61; Foto: KNA), am 7. Dezember zum Kardinal ernennen. Damit liegt die Zahl der Geistlichen, die beim Konsistorium ins höchste Beratergremium des Papstes aufgenommen werden, wieder bei 21. Battaglia leitet die Erzdiözese im Süden Italiens seit 2020. Mit ihm steigt die Zahl der Italiener, die neu ins Kardinalsgremium einziehen, auf fünf. Der ursprünglich nominierte indonesische Bischof Paskalis Bruno Syukur (62) hatte zuvor überraschend erklärt, auf die Kardinalswürde verzichten zu wollen.

Neuer Vorsitzender

Der Stiftungsrat der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) hat einen prominenten neuen Vorsitzenden. Bayerns katholische Bischöfe haben den früheren bayerischen Ministerpräsidenten und Bundesminister Horst Seehofer (CSU) in das Amt gewählt. Seehofer sei einer der bedeutendsten Politiker Bayerns der jüngsten Zeit und als Ingolstädter ein engagierter Vertreter der Region, sagte der Münchner Kardinal Reinhard Marx als Vorsitzender der Freisinger Bischofskonferenz, des Zusammenschlusses der bayerischen Bischöfe.

Sacharow-Preis

Der Sacharow-Menschenrechtspreis des Europaparlaments geht in diesem Jahr an die venezolanische Opposition. Namentlich ehrt das EU-Parlament María Corina Machado als führende Vertreterin der demokratischen Kräfte in Venezuela und den Präsidentschaftskandidaten Edmundo González Urrutia. Sie stünden stellvertretend für alle Venezolaner innerhalb und außerhalb des Landes, die für die Wiederherstellung von Freiheit und Demokratie kämpfen, sagte EU-Parlamentspräsidentin Roberta Metsola.

Höchster Orden

Papst Johannes Paul II. (1920 bis 2005) erhielt postum einen der höchsten Orden der Tschechischen Republik. Der tschechische Präsident Petr Pavel zeichnete den polnischen Pontifex am vergangenen Montag in Prag mit dem Tomas-Garrigue-Masaryk-Orden erster Klasse „in memoriam“ aus. Johannes Paul II. erhalte den Orden „für seine herausragenden Verdienste um die Entwicklung der Demokratie, der Humanität und der Menschenrechte“. Der nach dem Gründungspräsidenten der Tschechoslowakei benannte Masaryk-Orden ist nach dem Orden des weißen Löwen der zweithöchste Orden des Staates.

Bau verzögert sich

Das in Form einer Wippe geplante Einheitsdenkmal in der Nähe des Berliner Stadtschlösses wird offenbar teurer und verzögert sich weiter. Das geht aus einem Schreiben von Kulturstatsministerin Claudia Roth (Grüne) an den Haushaltsausschuss des Bundestags hervor. Die Mehrkosten belaufen sich demnach auf rund 3,7 Millionen Euro. Das Denkmal soll an die friedliche Revolution und die deutsche Wiedervereinigung 1989/90 erinnern.



Trauer um Altbischof Kamphaus

LIMBURG (KNA) – Die Anteilnahme am Tod des früheren Limburger Bischofs Franz Kamphaus ist groß. Vor dem geschlossenen Sarg, der am 2. November in die Limburger Stadtkirche überführt und dort aufgebahrt wurde, habe sich „eine lange Schlange von mehreren hundert Menschen gebildet, die erstmal gar nicht abrisst“, sagte eine Bistumssprecherin. Viele der Trauernden hätten Blumen an den Sarg gelegt. Am Dienstag wurde dieser dann in den Limburger Dom überführt, wo Kamphaus nach einem Requiem in der Bischofsgruft beigesetzt wurde. Der Altbischof war am 28. Oktober im Alter von 92 Jahren im Sankt Vincenzstift in Rüdesheim verstorben. Er stand von 1982 bis 2007 an der Spitze des Bistums Limburg. Der amtierende Limburger Bischof und Bischofskonferenz-Vorsitzende Georg Bätzing (im Bild rechts) schrieb in einem Nachruf: „Seine charismatische Persönlichkeit wird fehlen.“

Foto: B. Fischer/Bistum Limburg

NACH ENDE DER WELTSYNODE

Im Widerspruch zu Rom?

Bischöfe weiter uneins über kirchliche Reformdebatte

BONN (KNA) – Die von Bischöfen und dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken angestoßene Debatte zu Reformen in der Kirche in Deutschland muss offenbar weiterhin auf vier Vertreter verzichten. In einer am Montag veröffentlichten Erklärung wiederholten die Bischöfe von Köln, Regensburg, Passau und Eichstätt ihre fundamentale Kritik an den laufenden Diskussionen.

Das vom Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki sowie den Bischöfen Rudolf Vorderholzer (Regensburg), Stefan Oster (Passau) und Gregor Maria Hanke (Eichstätt) unterzeichnete Papier nimmt sowohl auf die unlängst in Rom beendete Welsynode als auch auf den Synodalen Weg in Deutschland Bezug.

Nach Einschätzung der Bischöfe bestehen weiter Differenzen zwischen den Zielen des weltkirchlichen Prozesses und der Reformdebatte hierzulande. Bei den Beratungen in Rom waren erstmals auch Laien, darunter Frauen, mit Rede- und Stimmrecht beteiligt. Die Synode sprach sich unter anderem für eine stärkere Beteiligung von Nicht-Geistlichen aus und

beschloss, die Frage der untersten Weihestufe für Frauen offenzuhalten.

Die Vollversammlungen während des Synodalen Wegs in Deutschland haben die vier Bischöfe laut eigenen Angaben „als Widerspruch zu dem erlebt“, was in den vergangenen Wochen in Rom passiert sei. Geistliche Unterscheidung und gegenseitiges vertrauensvolles Hören seien bei den Treffen kaum vorhanden gewesen. Stattdessen habe eine kirchenpolitisch liberal eingestellte Mehrheit ihre Themen „in einem parlamentarisch anmutenden Prozess der reinen Mehrheitsbeschaffung“ und unter „massivem, öffentlich ausgeübtem Druck durchbringen“ wollen.

Die vier Bischöfe betonen, sie seien „gerne bereit, sich mit ihren Mitbrüdern im Bischofsamt und mit möglichst vielen anderen Beteiligten aus möglichst allen kirchlichen Gruppierungen neu einzulassen“. Dabei leite sie die Frage, welche Formen und Strukturen dabei helfen, als „ein Volk von Jüngern und Missionaren“ gemeinsam unterwegs zu sein. Es bestehe die Hoffnung, „dass auch die Fortsetzung des Synodalen Wegs in Deutschland ein Weg der Umkehr sein kann“.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 43

Viele Rentner in Deutschland sind noch erwerbstätig – müssen auch Sie noch arbeiten?

32,2 % Ja, denn meine Rente reicht hinten und vorne nicht.



35,5 % Nein, ich arbeite aus Freude daran oder gar nicht mehr.



32,3 % Ich bin noch nicht im Rentenalter.



Opfer haben Diktatur besiegt

Landesbeauftragter Johannes Beleites sieht Nachholbedarf bei SED-Aufarbeitung

MAGDEBURG – Seit gut einem halben Jahr ist Johannes Beleites Beauftragter des Landes Sachsen-Anhalt für die Aufarbeitung der SED-Diktatur. Der 57-jährige Jurist war Ende der 1980er Jahre in der DDR-Bürgerrechtsbewegung aktiv und hat eigene Erfahrungen mit dem SED-Regime gemacht.

Herr Beleites, dieser Tage jährt sich der Mauerfall zum 35. Mal. Wie haben Sie ihn erlebt?

Am 9. November 1989 hörte ich abends in Leipzig die Pressekonferenz mit Günter Schabowski. Da sagte ich zu einem Freund: „Wenn es stimmt, was Schabowski gerade gesagt hat, dann wird sich für uns die Welt grundlegend ändern.“ Am nächsten Tag wollte ich mit einem kleinen privaten Hilfstransport nach Rumänien fahren, um dort Freunden vorm Winter etwas zu essen zu bringen. Meine Gedanken gingen nach Osten und nicht nach Westen.

Viel Zeit zum Nachdenken darüber hatte ich eine Woche später. Da hatte mich in Rumänien die Securitate unter dem Vorwurf der Spionage verhaftet, weil ich sehr viel fotografiert hatte. „Länger als zehn Jahre wird es nicht dauern“, hieß es. Tatsächlich kamen wir nach neun Tagen wieder frei. Erst im Dezember fuhr ich erstmals nach West-Berlin.

Der wichtigere Tag ist für mich aber der 9. Oktober 1989. Alle hatten eine gewaltsame Lösung befürchtet. Aber dann hörte ich die Erklärung „Keine Gewalt“ von Kurt Masur und lokalen SED-Größen, wonach man den Dialog suchen müsse. Als gleichzeitig der ganze Innenstadtring voller Menschen war, wusste ich: „Wir haben es geschafft.“

Als Sie 15 waren, sind Sie erstmals mit der Stasi in Konflikt gekommen, später durften Sie zunächst kein Abitur machen. In den vergangenen Jahren gab es Diskussionen darüber, ob die DDR ein Unrechtsstaat war. Haben Sie je Zweifel daran gehabt?

Ich bin Jurist, daher ist die Frage nicht ganz einfach zu beantworten. Für mich war die DDR nie ein Rechtsstaat, weil wir keine Grundrechte hatten, die irgendwie einklagbar waren. Die Justiz folgte den Weisungen der Partei und war somit nicht unabhängig. Es ist sehr viel staatliches Unrecht in der DDR geschehen, sodass man sie natürlich als Unrechtsstaat bezeichnen muss. Es gibt aber nochmals eine Abstufung



Johannes Beleites hat eigene Erfahrungen mit dem SED-Regime gemacht.
Foto: Imago/dts Nachrichtenagentur

zum Nationalsozialismus. Das war eine ungleich schlimmere Form des Unrechtsstaats.

Sie sind selbst Betroffener des SED-Unrechts. Wie beeinflusst das Ihre Arbeit?

Insofern, als ich viele Menschen, die hier Beratung suchen, grundsätzlich erstmal verstehen kann. Manches von dem, was sie mir schildern, habe ich auch selbst erlebt. Es ist ein Vorteil, dass ich auf die Betroffenen authentisch zugehen kann. Das merken die Leute auch.

Wofür brauchen wir dieses Amt 35 Jahre nach dem Mauerfall noch?

Wir brauchen das Amt so lange, wie es Betroffene gibt, die Hilfe suchen. Derzeit werden beispielsweise die SED-Unrechtsbereinigungsgesetze überarbeitet. In Sachsen-Anhalt wurden seit 2015 von 105 Anträgen auf Anerkennung gesundheitlicher Folgeschäden der Haft in DDR-Gefängnissen ganze drei positiv beschieden. Wir setzen uns hier für eine Beweislastumkehr ein. Es wäre sachgerechter, bei Haftopfern der SED-Diktatur mit bestimmten gesundheitlichen Beeinträchtigungen grundsätzlich einen ursächlichen Zusammenhang zu vermuten, solange nicht das Gegenteil nachgewiesen wird. Hier sollte sich die Bundesrepublik großzügig zeigen, haben diese Menschen doch mit dafür gesorgt, dass die SED-Diktatur letztlich besiegt werden konnte.

Sie sind Sohn eines evangelischen Pfarrers, waren in der kirchlichen

Friedens- und Umweltbewegung aktiv. Zur Wendezeit haben viele Menschen Schutz unter dem Dach der Kirche gesucht, heute gehören nur noch wenige Menschen in Ostdeutschland einer Kirche an. Woran liegt das aus Ihrer Sicht?

Wir leben heute in einer anderen Gesellschaft als vor 1989. Die Kirchen in Ostdeutschland sind mit einem großen Vertrauensvorschuss in die neue Zeit gegangen und so vielleicht etwas zu selbstzufrieden und zu träge geworden. Persönlich habe ich seit drei Jahrzehnten vor allem organisierten Rückzug der Kirche erlebt. Nötig wäre aber missionarischer Gemeindeaufbau, also Arbeit mit und für Menschen, die nicht schon zur Kirche gehören.

Kirchlich sind wir in den 1990er Jahren falsch abgebogen: Wir haben die westdeutsche Beamtenstruktur übernommen und können uns das unter den hiesigen Bedingungen nicht leisten. Wenn die Kirche in den nächsten 25 Jahren im Osten nicht untergeht, dann ist das fast schon ein Gottesbeweis.

Heute überwiegt offenbar bei vielen Ostdeutschen ein zum Teil wohlwollendes Bild über die Verhältnisse in der DDR. Der Zusammenhalt sei größer gewesen, die soziale Versorgung besser. Ist das ein erklärter Blick auf die damaligen Verhältnisse?

Selbstverständlich. Für viele, die jetzt so reden, war das ihre Jugendzeit. Und an die erinnern sich Ältere meist mit verklärtem Blick und vergessen oft, wie schwierig die Zeit

auch persönlich war. Wenn ich zu Menschen sage, stellt Euch vor, ab morgen ist alles wieder wie vor 1989 – da habe ich noch keinen getroffen, der das wirklich wollte. Es war eine Diktatur und eine Mangelgesellschaft. Da entsteht eben ein spezifischer Zusammenhalt, den es heute so zum Glück nicht mehr braucht.

Zugleich nehmen Ost-West-Debatten wieder an Fahrt auf. Warum haben sie auch heute noch Potenzial?

Anfang der 1990er Jahre brauchten wir im Osten große Unterstützung, um Verwaltung, Justiz und andere Strukturen aufzubauen. Da kamen viele Menschen aus Westdeutschland in leitende Positionen. Dass sich diese Dominanz in Führungspositionen aller Bereiche aber auch jetzt, eine Generation später, noch so fortsetzt, empfinden viele Menschen mit ostdeutschen Wurzeln als ungerecht. Das ist ein Anachronismus, und viele Ostdeutsche erleben in ihren Aufstiegsvorstellungen an einer bestimmten Stelle eine Art gläserne Decke, die sie nicht durchstoßen können.

Zugleich wird vor allem in stark rechten Kreisen die heutige Bundesrepublik zuweilen als „DDR 2.0“ bezeichnet. Auch heute, so heißt es, dürfe man seine Meinung nur hinter vorgehaltener Hand sagen. Ist etwas dran an solchen Vergleichen?

Man darf alles vergleichen, aber nicht alles gleichsetzen. Es ist vollkommen absurd zu behaupten, wir hätten heute eine „DDR 2.0“. Das ignoriert und verharmlost etwa die Rolle der Stasi, die eine Geheimpolizei war. Das sind ganz große und elementare Unterschiede.

Dennoch kann man Zweifel bekommen, ob die liberale und freiheitliche Gesellschaft sich wirklich so entwickelt hat, wie wir uns das erträumt haben. In Leipzig sind 1989 Jugendliche mit Plakaten „für ein offenes Land mit freien Menschen“ auf die Straße gegangen. Wir müssen als Gesellschaft miteinander ins Gespräch kommen und nicht nur unsere Vorurteile von den jeweils anderen pflegen.

Man kann das Drittel der Wähler, das rechts wählt, weder ignorieren noch ausgrenzen. Dann wären wir allenfalls Schönwetterdemokraten. Wirkliche Demokraten müssen die Gesellschaft zusammenhalten und miteinander Lösungen finden. Hier könnten die Kirchen übrigens heute wieder eine herausragende Rolle spielen.

Interview: Oliver Gierens



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat November

Für alle, die ein Kind verloren haben: dass Eltern, die um ein verstorbenes Kind trauern, in der Gemeinschaft Unterstützung und vom tröstenden Geist inneren Frieden finden.



MASKOTTCHEN VORGESTELLT

Heiliges Jahr beginnt am 24. Dezember

ROM (KNA) – Erstmals wirbt der Vatikan mit eigenem Maskottchen für ein Heiliges Jahr. „Luce“ (Licht), eine etwa 30 Zentimeter große Pilger-Figur (Foto: KNA) mit riesigen Augen im Manga-Stil, sei ein Tribut an die bei jungen Leuten so beliebte Popkultur, sagte Erzbischof Rino Fisichella in Rom. Das Maskottchen hat der italienische Künstler Simone Legno entworfen. Die Figur trägt einen gelben Anorak, einen Pilgerstab, ein Kreuz um den Hals und „vor allem das Symbol der Hoffnung des Herzens in ihren leuchtenden Augen“, sagte der Beauftragte des Papstes für das Heilige Jahr 2025.

Papst Franziskus wird das Heilige Jahr am 24. Dezember ab 19 Uhr auf dem Petersplatz eröffnen, kündigte Fisichella an. Im Laufe des Abends wird der Papst dann die Heilige Pforte am Petersdom öffnen. Zum Festjahr gibt es ein umfangreiches Programm, betonte der Geistliche. Inzwischen seien ein Jubiläumskalender und eine App online verfügbar. Das Kulturangebot mache einen bedeutenden Teil des Programms im Heiligen Jahr aus.



Ausweg aus absurder Gewalt

Erzbischof Bruno Forte erklärt die Botschaft der Enzyklika „Dilexit nos“

ROM – Erzbischof Bruno Forte von Chieti-Vasto, einer Diözese in Mittelitalien, hat im Vatikan die „Enzyklika über die menschliche und göttliche Liebe des Herzens Jesu“ (wir berichteten) vorgestellt. Der Theologe hielt bereits Fasten-exerzitien für Papst und Kurie, was in Kirchenkreisen als große Auszeichnung gilt. Im Interview ordnet er das Schreiben „Dilexit nos“ (Er hat uns geliebt) ein, das Gottes Liebe zu den Menschen und die Nächstenliebe zum Thema hat.

Erzbischof Forte, was macht diese Enzyklika zu einem besonderen Dokument für unsere Zeit?

„Dilexit nos“ stützt sich auf die persönlichen Erfahrungen des Papstes, seine Spiritualität, die unveröffentlichten Schriften seines „geistlichen Sohnes“ Pater Diego Fares (1955 bis 2022), aber auch auf das Lehramt und die Traditionen der Vergangenheit. Doch sollte die Herz-Jesu-Spiritualität, die in der Enzyklika beschrieben wird, nicht in einem rein intimen Tonfall ver-

standen werden, wie man meinen könnte. Oder so, als würde sie die Gläubigen von ihrer Verantwortung im Alltag und in der Kirche ablenken.

Vielmehr zeigt Papst Franziskus, dass die Hingabe an das Herz Jesu uns dazu aufruft, eine Liebe zu erfahren, die praktisch und konkret wird, die Fleisch annimmt und sich in eine Haltung zugunsten der Geringsten wandelt. Es ist eine Quelle, aus der unser Einsatz für die Armen und Benachteiligten fließt.

Die Enzyklika erscheint in einer Zeit globaler Konflikte und Krisen. Was sagt „Dilexit nos“ zur gegenwärtigen Weltlage?

In einer dramatischen Zeit, die von den Tragödien in der gequälten Ukraine und im Heiligen Land geprägt ist, versteht sich „Dilexit nos“ als eine Herausforderung, die Logik des Stärkeren zu hinterfragen. Es geht darum, nicht nur aus der Perspektive des Gewinners zu handeln, sondern das menschliche Leid zu verstehen und mutige Entscheidungen zum Wohl aller zu treffen – auch

wenn es bedeutet, Rückschläge zu akzeptieren.

Die Enzyklika fordert uns auf, einen gemeinsamen Weg zu suchen, der auch Kompromisse zulässt. Sonst gibt es keinen Ausweg aus der Absurdität dieser Gewalt. Papst Franziskus spricht von der Notwendigkeit eines alternativen Weges und lehnt die herrschende Logik der Welt ab. Seine Botschaft zur Rückbesinnung auf das Herz Jesu ist eine zutiefst aktuelle – keine Flucht vor den Herausforderungen unserer Zeit, sondern ein Aufruf, dem Evangelium der Liebe und Vergebung zu folgen.

Sie sprechen von Vergebung. Welche Rolle spielt dieser Gedanke in der Enzyklika?

Der Begriff der Vergebung ist unerlässlich: Ohne sie, so erklärt der Papst, kann es keinen wahren und gerechten Frieden geben. Vergebung übergeht das Böse nicht, sondern schafft Raum für den anderen, auch wenn dieser uns verletzt hat oder eine andere Position vertritt. Es ist die Fähigkeit, denjenigen zu vergeben und zu lieben, die uns verletzt haben – eine der Früchte, die das Herz Jesu inspiriert.

Franziskus möchte mit dieser Enzyklika die Verehrung des Herzens Jesu wiederbeleben, eine Verehrung, die zu verschwinden scheint, und dabei die Welt und die Kirche an die Kraft der Vergebung erinnern. Gerade deshalb hat er auch den Entwurf für eine apostolische Exhortation, also einem allgemeinen Schreiben, zu einer Enzyklika als tiefgründiger Betrachtung erweitert. Das ist ein Ausdruck des besonderen Wertes, den er dieser Botschaft für die Kirche und für die Welt beimisst.

Interview: Mario Galgano



▲ Erzbischof Bruno Forte stellte im Vatikan die Enzyklika „Dilexit nos“ vor. Sie fordere dazu heraus, die Logik des Stärkeren zu hinterfragen, erklärt er. Foto: KNA

Hinweis

Die Enzyklika in deutscher Sprache finden Sie im Wortlaut auf www.katholische-sonntagszeitung.de bzw. www.bildpost.de.

DIE WELT



VON KAISER KONSTANTIN ERRICHTET

Über Jahrhunderte das Zentrum

Seit ihrer Weihe durch Silvester I. ist Lateranbasilika „Mutter und Haupt aller Kirchen“

ROM (KNA) – Ihr Kirchweihfest am 9. November wird offiziell von den Katholiken weltweit gefeiert: Bis heute gilt die Lateranbasilika als „Mutter aller Kirchen“. Dabei war das Bauwerk für den Bischof von Rom vor 1700 Jahren zunächst ein politisches Prestigeprojekt.

Flavius Valerius Constantinus konnte zufrieden sein – sehr sogar. Von Trier aus kommend hatten er und seine Truppen den Konkurrenten Maxentius besiegt. Nun war Konstantin der Große, wie er später genannt wurde, alleiniger Kaiser im Westen des Römischen Reichs. In der entscheidenden Schlacht an der Milvischen Brücke im Norden Roms am 28. Oktober 312 soll er der Legende nach den Beistand des von ihm geschätzten Christengottes erfahren haben.

Wie fast alle römischen Herrscher nahm auch Konstantin dies zum Anlass, sich mit einem monumentalen Bauwerk ein Denkmal zu setzen und dem Volk eine Wohltat zu erweisen. Als erster römischer Kaiser entschied er sich für eine Kirche. Als Standort wählte er das Hügelareal des Lateran, wo die Kaserne der Elite-Kavallerie des von ihm besiegten Maxentius stand. Die ließ Konstantin schleifen und dort ab 313 eine Kirche errichten, als Geschenk für die Christen.

Ungewohnt sichtbar

Der Lateranhügel, heute mehrspuriger Verkehrsknotenpunkt, war auch deshalb geeignet, weil er nahe der Stadtmauern lag und nicht im Zentrum. Immerhin musste der Kaiser Rücksicht nehmen auf die mehrheitlich heidnische Bevölkerung. Dennoch erhielt die christliche Gemeinde mit der Basilika eine öffentliche Sichtbarkeit und Anerkennung, die wenige Jahre zuvor noch undenkbar gewesen war.

► Unter Francesco Borromini erhielt die Lateranbasilika ihre barocke Ausgestaltung. Das Foto zeigt den Fronleichnamsgottesdienst im vergangenen Juni mit Papst Franziskus am Altar.

Foto: KNA



Weil eine Tempel-Architektur heidnisch belastet war, wählte Konstantin die religiös unverdächtige Form einer Gerichts- und Markthalle, Basilika genannt. Eine solche aber mit gewaltigen Dimensionen: knapp 100 Meter lang, 55 Meter breit und fünfschiffig.

Für den Bischof von Rom ließ der Kaiser neben dem Gotteshaus eine Residenz errichten, außerdem ein Baptisterium. Die ursprünglich runde, später achteckig umgebaute Taufkapelle gilt als älteste der Christenheit. Für ihre Ausschmückung spendete Konstantin unter anderem fast 300 Kilogramm Silber und gut 30 Kilogramm Gold.

Wann genau die neue Kathedrale des Bischofs von Rom fertiggestellt wurde, ist nicht ganz sicher. Es muss spätestens 324 gewesen sein, bevor Konstantin auch im Osten des Reiches Alleinherrscher wurde. Überlieferungen zufolge war es ein 9. November. Bis heute ist der Weihetag der Lateranbasilika ein Festtag der Kirche. Geweiht wurde das Gotteshaus von Silvester I., der seit 314

Bischof von Rom war – die Bezeichnung „Papst“ wurde erst 50 Jahre später verwendet. Über den Mann, nach dessen Todestag am 31. Dezember 335 der letzte Tag des Jahres benannt ist, und seine fast 21-jährige Amtszeit berichten historisch verlässliche Quellen kaum etwas.

Silvester, so schreibt der Historiker Volker Reinhardt, erscheine „als einer der bislang schwächsten Inhaber des römischen Bischofsstuhls, der vom ‚Pontifikat‘ eines der stärksten und erfolgreichsten Kaiser der Geschichte fast völlig in den Schatten gestellt wird“. Über den ersten Bischof von Rom, der nicht mehr unter der Christenverfolgung zu leiden hatte, entstehen erst ab dem 5. Jahrhundert zahlreiche Legenden.

Silvester weihte die Kirche auf den Namen des Erlösers Jesus Christus. Erst später kamen die Patronate Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten hinzu. So lautet ihr voller heutiger Name: „Erzbasilika des allerheiligsten Erlösers, des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen Johannes des Evangelisten im La-

teran“. Dazu gesellt sich der Ehrentitel „Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt Rom und des Erdkreises“.

Die Türen des Hauptportals stammen von der antiken Versammlungshalle des Senats auf dem Forum Romanum und demonstrieren so den Übergang der Herrschaft in Rom vom Senat zum Papsttum. Wenngleich zwei Mal geplündert, beschädigt und restauriert, waren Lateranbasilika und Lateranpalast über 1000 Jahre lang das Zentrum der westlichen Kirche. Von dort aus entsandte Gregor der Große Ende des 6. Jahrhunderts 40 Benediktinermönche zur Christianisierung Britanniens, Gregor II. schickte 719 Bonifatius ins Gebiet des heutigen Deutschlands.

Von Rom nach Avignon

Karl der Große verhandelte dort Ende des 8. Jahrhunderts mit dem bedrängten Papst Leo III., der dem Frankenkönig darauf den Titel des römischen Kaisers verlieh. Gut 400 Jahre später erhielten im Lateran die Ordensgründer Franziskus, Dominikus und Norbert ihre jeweiligen Ordensregeln bestätigt. Weitere 100 Jahre später war es vorbei mit dem Machtzentrum Lateran. Unter dem Druck des französischen Königs zog Papst Clemens V. nach Avignon.

Erst als Anfang des 15. Jahrhunderts die Päpste nach Rom zurückkehrten, wurde der Vatikan Sitz des Pontifex'. Und während dort der neue Petersdom entstand, verfiel die Lateranbasilika. Papst Innozenz X. entschloss sich ab 1640 zu einer umfassenden Erneuerung des Baus. Unter dem bekannten Architekten und Steinmetz Francesco Borromini wurde die Basilika stabilisiert und erhielt ihre heutige barock geprägte Gestalt. Immer aber blieb die Lateranbasilika die Kathedrale, also Sitz des Bischofs von Rom.

Roland Juchem

Aus meiner Sicht ...



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Alle Mauern müssen fallen!

35 Jahre nach dem Fall der Mauer ist leider immer noch nicht „zusammengewachsen, was zusammengehört“, wie es sich der ehemalige Bundeskanzler Willy Brandt wünschte – und mit ihm Millionen Deutsche auf beiden Seiten. Die Euphorie wich bald der Ernüchterung. Die Einführung der D-Mark nutzte jenen, die im Zuge der „Abwicklung“ unzähliger DDR-Betriebe ihren Arbeitsplatz verloren, nichts. Eine „Wiedervereinigung“ auf Augenhöhe gab es nicht. Das bundesrepublikanische System wurde der DDR quasi übergestülpt – und diese knallhart den Regeln der Marktwirtschaft unterworfen. Was nicht rentabel und wettbewerbsfähig war, ging den Bach hinunter.

Manche Fehler von damals wurden von den jeweiligen Bundesregierungen in den vergangenen Jahren eingeräumt, andere bis heute nicht. Doch selbst wenn irgendwann der Punkt einer vollständigen Aufarbeitung erreicht wäre, würde das den Dissens der heutigen Gesellschaft wohl nicht beheben.

Die Ostdeutschen fühlen sich benachteiligt und abgehängt, liest man immer wieder in Studien und Umfragen. Die Westdeutschen wiederum verstehen nicht, warum jene so „undankbar“ sind, obwohl sie doch 1989 einer Diktatur entkamen. Wie groß die Zelle in einem Stasi-Gefängnis war und wie lange ein DDR-Bürger auf einen Trabant warten musste, wissen sie aus den zahlreichen DDR-

Museen und Dokumentationen. Aber wie es sich anfühlt, quasi über Nacht aus seinem gewohnten Leben gerissen zu werden, seinen Job zu verlieren, die Träume von einem Leben „wie im Westen“ platzen zu sehen und dann noch „dankbar“ sein zu müssen – das kann wohl nur nachfühlen, wer es erlebt hat oder es aus der eigenen Familie kennt.

Wichtig wäre, dass zumindest die Nachwendegenerationen offen aufeinander zugehen könnten. Doch leider sind nicht nur die Mauern in den Köpfen vieler Zeitzeugen stehen geblieben. Es werden in den Köpfen ihrer Kinder vielfach neue errichtet. Das Beton-Bollwerk hielt 28 Jahre. Die Mauern in den Köpfen erweisen sich als wesentlich resistenter.



Clemens Mennicken ist ausgebildeter Redakteur, seit 2012 Priester und seit Herbst 2022 leitender Pfarrer des Pfarrverbands Nürnberg-Südwest/Stein.

Clemens Mennicken

Neues Erwachen in der Kirche?

„Die Kirche erwacht in den Seelen.“ So lautet ein berühmtes Wort des Religionsphilosophen Romano Guardini. Anfang des 20. Jahrhunderts formuliert, greift es die damalige Stimmung von vielen Gläubigen nach den Wirren des Ersten Weltkriegs auf, die ausgehungert waren und nach geistlichen Aufbrüchen in der Kirche Ausschau hielten.

In der aktuellen kirchlichen Situation scheint man davon weit entfernt zu sein, zumindest hier in Deutschland. Von einer geistlichen Aufbruchsstimmung, die flächendeckend das Leben der Kirche erfasst, ist wenig zu spüren. Der mehrjährige Prozess der Welsynode in Rom gibt davon beredt Zeugnis. Nach meiner Erfahrung in der Pastoral

spielte sie bei den Gläubigen keine große Rolle. Ist schon die Vorbereitung der Synode mit Beteiligungsmöglichkeiten vor Ort an den meisten vorbeigegangen, so auch die Welsynode selbst. Ähnlich sieht es beim Synodalen Weg aus, der zwar an manchen Stellen für Wirbel sorgte, ansonsten aber – so überhaupt davon Notiz genommen wurde – auch vielfach Ratlosigkeit hinterließ.

Das Abschlussdokument der Welsynode mit dem Titel „Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung“ könnte ein ähnliches Schicksal ereilen. Beratung und Mitbestimmung in Gremien zählen in vielen Bereichen der Pastoral hierzulande zur Selbstverständlichkeit. Wozu also das Ganze?

Das Dokument verdient jedoch Beachtung. Es spricht nicht nur von Teilhabe, sondern beschreibt auch das „Wie“. „Die Synodalität ist zuerst einmal eine geistliche Haltung“, heißt es. Sie entspringe dem Wirken des Heiligen Geistes und erfordere das Hören des Wortes Gottes sowie die Bekehrung des Herzens. Einer politischen Mehrheitsbeschaffung erteilt das Dokument eine Absage. Es empfiehlt stattdessen den Weg geistlicher Unterscheidung. Das ernst zu nehmen setzt einen grundsätzlichen Bewusstseinswandel bei vielen Gliedern der Kirche voraus: Ein echtes Erwachen der Kirche in den Seelen, die ihre Taufberufung erkennen und bereit sind, den Weg missionarischer Jüngerschaft zu gehen.



Consuelo Gräfin Ballestrem ist Diplom-Psychologin, Psychotherapeutin, Autorin und vielfache Großmutter.

Consuelo Gräfin Ballestrem

Zerrbilder der Sexualität

Die Zeit scheint mir überreif, von dem Potential, das in der Frau als Mutter und dem Mann als Vater liegt, zu sprechen. Unterschiedliche Zerrbilder von Sexualität, die sich in den vergangenen 50 Jahren herausgebildet haben, werden in der Gesellschaft immer vehementer vertreten – sehr prominent zuletzt etwa von den US-amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump und Kamala Harris. Trump verteidigt seine frauenfeindlichen Übergriffe damit, dass er die Überlegenheit eines prominenten Mannes gegenüber hübschen Frauen als selbstverständlich betrachtet. Harris hat sich die US-weite Freigabe der Abtreibung bis zur Geburt des Kindes auf die Fahnen geschrieben.

Ideologien haben immer eine größere Schubkraft als das Bewährte und Gewohnte. Zumal das Gewohnte, etwa die klassische Familie, höchstens da auffällt, wo es dysfunktional wird, während die Ideologie fröhlich und unbewiesen das Blaue vom Himmel versprechen kann: eine größere, gelungene Selbstverwirklichung der Frau, eine durch und durch gerechte Gesellschaft und vieles mehr.

Nun sind gelungene Selbstverwirklichung oder eine gerechte Gesellschaft ja etwas Erstrebenswertes. Eine neue Weichenstellung wie die des Gender-Feminismus tut auch zunächst nicht weh. Wenn einer Gesellschaft aber die Folgen auf die Füße fallen, lässt sich das nicht ignorieren.

So wirkt es wie eine Ironie des Schicksals, dass die Zahl der jungen Mädchen, die ihr Geschlecht wechseln wollen, beständig wächst. Ursprünglich wurde die Genderdysphorie als eine sehr seltene, vor allem bei kleinen Jungen auftretende klinische Störung beobachtet. Auch ist die Anzahl der von Depressionen betroffenen jungen Frauen und Mädchen in den vergangenen acht Jahren um etwa 40 Prozent gestiegen. Dabei hat die Frauenbewegung inzwischen all ihre Ziele erreicht.

Wenn der Mensch sich von seinem Ursprung löst, kommt er in des großen Verwirrers Küche. Nur die in der Schöpfung angelegte Einheit von Liebe, Sexualität und Annahme des Kindes führt den Menschen zu sich selbst.



▲ Die Landung von Philae auf dem Kometen Tschurjumow-Gerassimenko. Die Verankerung durch die Harpunen im Eis missglückte jedoch.

Vor 10 Jahren

Nach präzisiertem Flugmanöver

Raumsonde „Rosetta“ landete erstmals auf einem Kometen

Einen besonders einladenden Eindruck machte dieses Reiseziel wirklich nicht, der Komet „67P/Tschurjumow-Gerassimenko“, ein Fels- und Eisklotz in der Gestalt einer ramponierten Badeente von drei bis fünf Kilometern Durchmesser. Dennoch bekam er 2014 Besuch von der Erde, nach einem Flugmanöver von unglaublicher Präzision.

Die bereits seit 1992 vorbereitete Mission der europäischen Raumfahrtagentur ESA bestand aus zwei Komponenten: Trägersystem war die in Friedrichshafen montierte, 165 Kilo schwere Raumsonde „Rosetta“, ausgestattet unter anderem mit den Spektrometern „Rosina“, „Alice“ und „Virtis“ sowie mit 32 Meter langen Solarsegeln. Ihre Nutzlast bestand aus der 100 Kilo schweren Landesonde „Philae“. So wie der Rosetta-Stein und der Obelisk auf der Nilinsel Philae entscheidend waren für die Entzifferung der Hieroglyphen, sollte die Mission Antworten auf entscheidende Fragen zur Entstehung des Sonnensystems und des Lebens liefern. Eigentlich sollte „Rosetta“ bereits 2003 die Reise zum Kometen „Wirtanen“ antreten, doch nach der Explosion einer Trägerrakete verzögerte sich die Mission. Sie benötigte ein neues Zielobjekt: Nach Überprüfung durch das „Hubble“-Weltraumteleskop wurde der 1969 entdeckte Komet „Tschurjumow-Gerassimenko“, dessen Bahn von der Gravitation des Jupiter beeinflusst wird, für interessant genug befunden. Am 2. März 2004 glückte von Kourou aus der Start der Ariane-5 mit „Rosetta“ an Bord. Bis zum Rendezvous-

Punkt zwischen Mars und Jupiter 510 Millionen Kilometer von der Erde entfernt war es eine Reise von zehn Jahren. Immer wieder musste sich „Rosetta“ neuen Schwenken holen.

2014 erwachte die Sonde aus ihrem „Winterschlaf“ und schwenkte nach Bremsmanövern in wechselnde Umlaufbahnen um den Kometen ein. Dessen Masse von zehn Milliarden Tonnen kreierte ein eigenes Schwerfeld und der Staubschweif wurde immer dichter und länger, je näher ihn seine Ellipsenbahn an die Sonne führte. Nach einer eingehenden Kartografierung warf „Rosetta“ am 12. November aus 22,5 Kilometern Höhe den Lander „Philae“ über dem Kometen ab – ein heikles Manöver, denn die nur ein Meter lange Sonde verfügte über keine eigene Steuerung. Nach siebenstündigem Fall setzte „Philae“ präzise auf – in einer 20 Zentimeter dicken Staubschicht. Dann federte er wie ein Gummiball zweimal bis zu einem Kilometer hoch und kam schief an einer schattigen Felswand zum stehen. Das Fixierungssystem hatte versagt. Nach zwei Tagen gingen den Solarzellen das Licht aus. Dennoch war die Ausbeute an spektakulären Daten immens: So ließen sich auf dem Kometen erstmals Phosphor sowie Aminosäuren nachweisen, und es gab unerwartet einen hohen Anteil an Sauerstoff. Waren also tatsächlich die Bausteine des Lebens vor Jahrmilliarden durch Brocken aus dem All auf die Erde gelangt?

Im Gegensatz zur „Hayabusa 2“-Sonde 2020 war eine Rückkehr von „Rosetta“ nie vorgesehen. Am 30. September 2016 wurde sie kontrolliert auf dem Kometen zum Absturz gebracht.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

9. November

Roland, Ragnulf

Mit der Unterstützung seines Bruders Lucien führte Napoleon Bonaparte 1799 einen Staatsstreich durch und beendete damit offiziell die Französische Revolution. Die Mitglieder des regierenden Direktoriums traten zurück oder wurden verhaftet. Napoleon Bonaparte wurde am Tag darauf zum Ersten Konsul ernannt.

10. November

Leo der Große

Nach einem Handgemenge mit in sein Haus eingedrungenen Tätern wurde Kammergerichtspräsident Günter von Drenkmann vor 50 Jahren in Berlin durch Schüsse schwer verletzt und starb im Krankenhaus. Zur Tat bekannte sich die linksextreme Terrororganisation „Bewegung 2. Juni“, die mit der versuchten Entführung von Drenkmanns die Freilassung inhaftierter Gesinnungsgenossen erreichen wollte. Die genauen Täter blieben unidentifiziert.

11. November

Martin von Tours

Vor 150 Jahren kam Henriette Arendt († 1922) zur Welt. Sie war Krankenschwester und die erste deutsche Polizeiassistentin. Als solche betreute sie in Stuttgart aufgegriffene Frauen. Wegen ihres Engagements in der Kinderfürsorge und ihrer sozialkritischen Vorträge geriet sie in Konflikt mit ihren Vorgesetzten und schied aus dem Polizeidienst aus.

12. November

Josaphat

Das größte deutsche Schlachtschiff, die „Tirpitz“ (Foto unten), wurde

1944 bei Tromsø in Nordnorwegen von britischen Lancaster-Bombern mit 5,4-Tonnen-Bomben angegriffen und zum Kentern gebracht. Dabei kamen 1204 Besatzungsmitglieder ums Leben, 890 wurden gerettet. Aus Stahlteilen des Schiffsrumpfs fertigte eine Manufaktur in Solingen später Messer.

13. November

Stanislaus Kostka

Als erster Deutscher wurde Michael Schumacher vor 30 Jahren Weltmeister in der Formel 1. Er hält die Rekorde von sieben WM-Titeln (seit 2020 zusammen mit Lewis Hamilton), fünf Weltmeisterschaften in Folge und 77 schnellsten Rennrunden. Seine Rekorde wurden nur von Hamilton überboten. Seit einem schweren Skiunfall 2013 lebt Schumacher zurückgezogen.

14. November

Nikola Tavelić

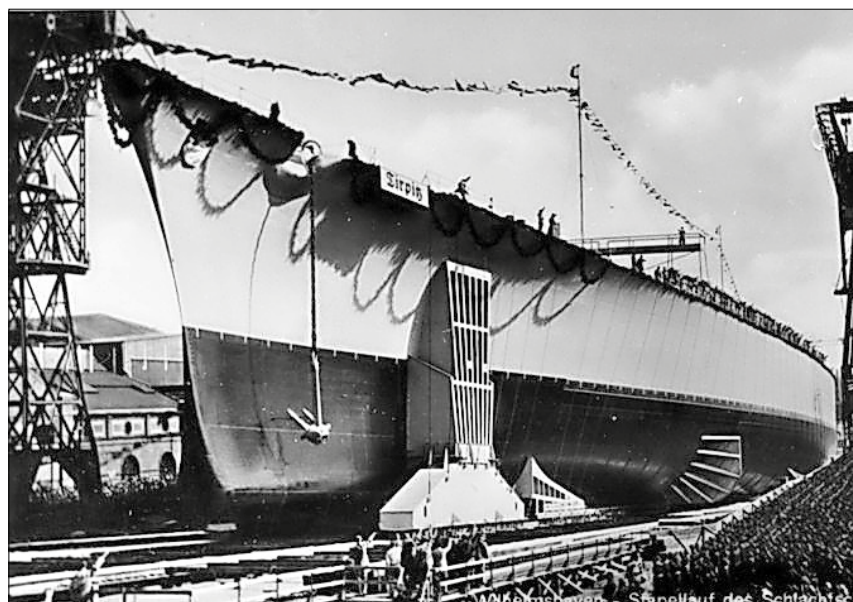
Im Auftrag der Zeitung „New York World“ ahmte die US-amerikanische Journalistin und Weltreisende Nellie Bly (1864 bis 1922) 1889 Jules Vernes Reise „In 80 Tagen um die Welt“ nach. Von der über 32 800 Kilometer langen Reise kehrte sie nach 72 Tagen, sechs Stunden, elf Minuten und 14 Sekunden zurück.

15. November

Albert der Große, Leopold

Als Artikel 20a wurde 1994 der Umweltschutz in den Kanon des Grundgesetzes aufgenommen. Acht Jahre später wurde noch der Tierschutz hinzugefügt.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Das Schlachtschiff „Tirpitz“ 1939 bei seinem Stapellauf in Wilhelmshafen.

Frohe Botschaft

32. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr B

Erste Lesung

1 Kön 17,10–16

In jenen Tagen machte sich der Prophet Elíja auf und ging nach Sarépta. Als er an das Stadttor kam, traf er dort eine Witwe, die Holz aufblas. Er bat sie: Bring mir in einem Gefäß ein wenig Wasser zum Trinken! Als sie wegging, um es zu holen, rief er ihr nach: Bring mir auch einen Bissen Brot mit!

Doch sie sagte: So wahr der HERR, dein Gott, lebt: Ich habe nichts mehr vorrätig als eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben.

Elíja entgegnete ihr: Fürchte dich nicht! Geh heim und tu, was du gesagt hast! Nur mache zuerst für mich ein kleines Gebäck und bring es zu mir heraus! Danach kannst du für dich und deinen Sohn etwas zubereiten; denn so spricht der HERR, der Gott Israels: Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen bis zu dem Tag, an dem der HERR wieder Regen auf den Erdboden sendet.

Sie ging und tat, was Elíja gesagt hatte. So hatte sie mit ihm und ihrem Haus viele Tage zu essen. Der Mehltopf wurde nicht leer und der Ölkrug versiegte nicht, wie der HERR durch Elíja versprochen hatte.

Zweite Lesung

Hebr 9,24–28

Christus ist nicht in ein von Menschenhand gemachtes Heiligtum hineingegangen, in ein Abbild des wirklichen, sondern in den Himmel selbst, um jetzt vor Gottes Angesicht zu erscheinen für uns; auch nicht, um sich selbst viele Male zu opfern, wie der Hohepriester jedes Jahr mit fremdem Blut in das Heiligtum hineingeht; sonst hätte er viele Male seit der Erschaffung der Welt leiden müssen. Jetzt aber ist er am Ende der Zeiten ein einziges Mal erschienen, um durch sein Opfer die Sünde zu tilgen.

Und wie es dem Menschen bestimmt ist, ein einziges Mal zu sterben, worauf dann das Gericht folgt, so wurde auch Christus ein einziges Mal geopfert, um die Sünden vieler hinwegzunehmen; beim zweiten

Mal wird er nicht wegen der Sünde erscheinen, sondern um die zu retten, die ihn erwarten.

Evangelium

Mk 12,38–44

In jener Zeit lehrte Jesus eine große Menschenmenge und sagte: Nehmt euch in Acht vor den Schriftgelehrten! Sie gehen gern in langen Gewändern umher, lieben es, wenn man sie auf den Marktplätzen grüßt, und sie wollen in der Synagoge die Ehrensitze und bei jedem Festmahl die Ehrenplätze haben. Sie fressen die Häuser der Witwen auf und verrichten in ihrer Scheinheiligkeit lange Gebete. Umso härter wird das Urteil sein, das sie erwartet.

Als Jesus einmal dem Opferkasten gegenüber saß, sah er zu, wie die Leute Geld in den Kasten warfen. Viele Reiche kamen und gaben viel. Da kam auch eine arme Witwe und warf zwei kleine Münzen hinein.

Er rief seine Jünger zu sich und sagte: Amen, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Opferkasten hineingeworfen als alle andern. Denn sie alle haben nur etwas von

ihrem Überfluss hineingeworfen; diese Frau aber, die kaum das Nötigste zum Leben hat, sie hat alles hergegeben, was sie besaß, ihren ganzen Lebensunterhalt.

„A Widow's Mite – Das Scherflein der Witwe“ von John Everett Millais, 1870, Birmingham Museum and Art Gallery.

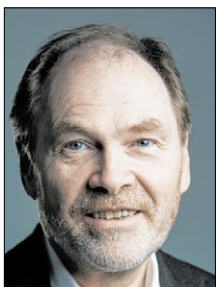
Foto: akg-images/Liszt Collection

Die Predigt für die Woche

„Meine“ Witwe aus dem Evangelium

von Wolfgang Thielmann

Nie werde ich die Witwe vergessen. Sie hat mir das Evangelium für den heutigen Sonntag aufgeschlossen. Jeden Monat brachte ich ihr die Rente. Zwischen Abitur und Studium ging ich



als Briefträger zur Post – ein begehrter Studententjob. Dazu gehörte, am Ende des Monats Renten bar auszuzahlen. Bevor ich losfuhr, holte ich 30 000 Mark von der Kasse ab. Mit so viel Geld in der Börse war mir mulmig zumute. Und ich hatte Angst, ich würde mich beim Auszahlen verzählen. Defizite musste ich selber begleichen.

Einmal ist mir das passiert. Abends waren 100 Mark verschwunden. Doch fast alle Leute waren ehrlich. Aber noch schwerer wog, was ich bei der Witwe erlebte. Sie bekam 675 Mark Rente: sechs blaue Hunderter, einen braunen Fünfinger, einen grünen Zwanziger und einen ebenfalls grünen Fünfer. Sie hatte eine Brille, die Gläser dick wie Einmachglas, und konnte offenbar trotzdem nur schemenhaft sehen. Sie hielt sich einen grünen Schein vor die Augen: „Briefträger, ist das der Zwanziger?“, fragte sie. „Nein, das ist der Fünfer“, antwortete ich. Da griff sie den Zwanziger und reichte ihn mir: „Das ist für dich.“ Ich war so überrascht, dass ich erst nach einem Moment protestierte: „Das ist zu viel.“ „Nein“, sagte sie freundlich, aber bestimmt,

„das kriegst du.“ Sie sagte es so, dass ich das Gefühl bekam, ich würde sie verletzen, wenn ich es nicht annähme. Dann habe ich mich bedankt.

Die Momente sind mir lange nachgegangen. So viel Dank. So viel Wertschätzung. Was für ein Geschenk! Damals wuchs in mir der Wunsch, gern und großzügig abzugeben von dem, was ich bekomme, und mir nicht von der Angst die Hände verschließen zu lassen. In dieser Zeit habe ich die Geschichten und Predigten vom Geben in der Bibel gelesen, zum Beispiel den Satz, dass Gott mir mit seiner erlösenden Liebe ein gerütteltes, gedrücktes, überfließendes Maß in den Schoß fallen lässt. Und immer stand mir das Beispiel der Witwe vor Augen. Ich lernte, dass Geben mein Leben reich macht. Und dass ich mich

nicht fürchten muss, zu kurz zu kommen, wenn ich von dem, was Gott mir anvertraut, die Kirche unterstütze und in Menschen investiere, ihre Zukunft und ihre Chancen.

Später habe ich die Aktion „Brot für die Welt“ kennengelernt. Sie ist entstanden, weil Christen in Deutschland sich bedanken wollten für die Hilfe, die sie nach dem Zweiten Weltkrieg von Christen aus anderen Ländern bekommen hatten. Die Aktion „Misereor“ kommt aus ganz ähnlichen Ursprüngen. Mit ihnen unterstützen die Kirche mich darin, freigebig zu sein. Sie geben mir die Gewissheit, dass mein Beitrag Menschen aufrichtet und ermutigt. So wie mich das Beispiel der Witwe ermutigt hat, die mich von dem Wenigen, das sie hatte, so überreich beschenkte.



Gedicht der Woche

Leg nur getrost dein Kupferstück
Zum Silber und zum Gold,
Ins Herze schaut des Heilands Blick
Und ist der Demut hold!

Die Reichen gaben's mit Verdruss,
Du gibst's mit frohem Sinn,
Sie gaben ihren Überfluss,
Du deine Armut hin.

Sie warfen kalt ihr kaltes Erz
In Gottes Opferschrein,
Du legst ein fromm und liebend Herz
Mit deinem Scherflein ein.

Und was man willig gab dem Herrn,
Da legt er Segen drauf,
Aus Witwenscherflein baut er gern
Sich seine Tempel auf.

Und was man Gott dem Höchsten leiht,
Bringt reichen Zins zurück,
Ins Herze bringt's Zufriedenheit,
Ins Haus ein himmlisch Glück.

Geh hin im Frieden, Gott mit dir,
Dein Waislein auf dem Arm,
Des Heilands Zeugnis bürget mir,
Dass Gott sich dein erbarm'.

Mit leichtem Beutel, leichtem Mut
Geh heim ins Kämmerlein,
Dein Witwen- und dein Waisengut
Wird Gottes Gnade sein!

Karl Gerok, 1868

Glaube im Alltag

von Dekan Martin Ringhof



Ach, du hast ja heute Namens- tag! Alles Gute!“ Das bekom- me ich fast jedes Jahr zu hö- ren, wenn ich am 11. November abends unterwegs bin und Kindern mit Laternen begegne. Mein Na- menspatron, der heilige Martin, ge- hört sicher zu den bekannteren Hei- ligen. Auch die Martinsgans, meistens in gebackener Form, habe ich häufig zum Namenstag bekom- men. Als Priester habe ich oft mit den Kindergärten beim Martinszug meines Namenspatrons gedacht. Und auch an seinem Grab im fran- zösischen Tours war ich schon.

Ich finde die Vorstellung schön, dass es einen Heiligen gibt, der in besonderer Weise für mich „zu- ständig“ ist. Es gibt natürlich viele Heilige, die Patron oder Patronin von etwas sind, das mich irgend- wie betrifft: der heilige Michael für Deutschland, die Gottesmutter Maria für Bayern, der heilige Kor- bian als Patron unseres Erzbis- tums München und Freising, der Pfarrer von Ars als Patron der Pfar- rer und so weiter. Die Patronate all dieser Heiligen betreffen allerdings nur einen Teil meiner Person, also dass ich Deutscher, Bayer und Pfar- rer bin.

Vom heiligen Martin stelle ich mir vor, dass er für mich als Person, als Individuum zuständig ist. Dass er mit mir auch in den Anliegen betet, die nicht meine Herkunft oder meinen Beruf betreffen. Denn das bedeutet für mich, dass ein Heili- ger, eine Heilige zuständig ist: dass er oder sie mein Gebet unterstützt, mit mir betet. So vertraue ich, auch wenn ich allein bete, auf die Zusage Jesu: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich

mitte n unter ih- nen“ (Mt 18,20). Wenn ich auf die Fürspra- che des heiligen Martin bitte, dann glaube ich, dass Jesus in besonderer Weise bei mir ist und mein Anliegen hört.

Und das gefällt mir auch an meinem Namenspatron: dass die bekannteste der Legenden, die von ihm erzählt werden, auf Jesus zuläuft. Nach der Mantelteilung mit dem Bettler am Stadttor von Amiens sieht der heilige Martin ja im Traum Jesus mit der Mantelhäl- fe, die er dem armen Mann gegeben hat. So wird die Bibelstelle veran- schaulicht, wo Jesus sagt: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

Schließlich finde ich auch das schön an der Martinslegende, dass Martin die Hälfte seines Mantels be- hält. Das zeigt mir, dass es ein legiti- mes Maß an Selbstsorge gibt. Auch dadurch wird die Bibel in einer Ge- schichte verständlich gemacht. Pau- lus schreibt nämlich der Gemeinde in Korinth: „Denn es geht nicht dar- um, dass ihr in Not geratet, indem ihr anderen helft; es geht um einen Ausgleich“ (2 Kor 8,13).

Auf diese Weise führt mich der heilige Martin zu wichtigen Inhal- ten des christlichen Glaubens. Es ist schön, wenn rund um Sankt Mar- tin nicht nur an Lichtern gebastelt wird, sondern auch diese Plädoyers für Mitmenschlichkeit und Res- pekt vor den eigenen Bedürfnissen zur Sprache kommen. Forschen Sie doch mal nach, auf welche Wege Sie Ihr Namenspatron oder Ihre Na- menspatronin führt!

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 4. Woche, 32. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 10. November 32. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusseggen (grün); 1. Les: 1Kön 17,10–16, APs: Ps 146,6–7,8–9a.9b–10, 2. Les: Hebr 9,24–28, Ev: Mk 12,38–44 (oder 12,41–44)

Montag – 11. November Hl. Martin, Bischof von Tours

Messe vom hl. Martin (weiß); Les: Tit 1,1–9, Ev: Lk 17,1–6 o. aus den AuswL

Dienstag – 12. November Hl. Josaphat, Bischof von Polozk in Belarus (Weißrussland), Märtyrer M. v. hl. Josaphat (rot); Les: Tit 2,1–8.11–14, Ev: Lk 17,7–10 o. a. d. AuswL

Mittwoch – 13. November Messe vom Tag (grün); Les: Tit 3,1–7, Ev: Lk 17,11–19

Donnerstag – 14. November

Messe vom Tag (grün); Les: Phlm 7–20, Ev: Lk 17,20–25

Freitag – 15. November Hl. Albert der Große, Ordenspriester, Kirchenlehrer, Bischof von Regensburg

Messe vom hl. Albert (weiß); Les: 2Joh 4–9, Ev: Lk 17,26–37 oder aus den AuswL

Samstag – 16. November Hl. Margareta, Königin von Schottland Marien-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: 3Joh 5–8, Ev: Lk 18,1–8; Messe von der hl. Margareta/Messe vom Marien-Samstag, Prf Maria (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Der blaue Mantel

Wir stehen an der Kasse und warten, bis wir endlich bezahlen können. **Ich bekomme eine dicke Jacke, Stiefel, Sportschuhe und zwei Pullover.** „Mathilda, du wächst so schnell“, hat Mama geseufzt und mich mit zu „Tokka“ geschleppt. Dort ist gerade vieles reduziert.

Nun ist nur noch eine einfach gekleidete ältere Frau vor uns. **Sie legt nur ein Kleidungsstück hin: Einen dunkelblauen Mantel.** „Da fehlen aber noch 20 Euro“, stellt die Kassiererin streng fest, als sie das Geld zählt. „69 Euro kostet der Mantel“, sagt sie. „Ist er nicht reduziert?“, fragt die ältere Frau schüchtern. „Nein. Wahrscheinlich hat ihn jemand aus Versehen dort hingehängt“, seufzt die Kassiererin ungeduldig. „Also – 69 Euro, bitte.“

Die ältere Frau zieht den Kopf zwischen die Schultern. „Dann muss ich ihn hierlassen. **So viel Geld habe ich für diesen Monat nicht mehr**“, sagt sie mit zittriger Stimme. „Das nächste Mal besser schauen, ja?“ Die Kassiererin blickt unerbittlich über ihre Brille.

Die Hände der Frau zittern und im Gesicht ist sie ganz rot geworden. Alle starren sie an, manche schimpfen, weil es so lange dauert. **Man sieht, wie die ältere Frau sich schämt.**



Bevor ich verstehe, was los ist, schiebt Mama sich zur Kasse vor und streckt 20 Euro hin. Ich habe gar nicht gemerkt, dass sie den Schein aus dem Geldbeutel geholt hat. **„Jetzt reicht es“, sagt sie bestimmt.** Da packt die Kassiererin den Mantel in eine Papiertüte und reicht ihn der älteren Frau, die nicht weiß, wie ihr geschieht. „Bitte sehr, schönen Tag noch“, wünscht ihr die Kassiererin mechanisch und wendet sich uns zu. Wir sind ja die nächsten in der Warteschlange.

Bei jedem Stück piept der Scanner der Kasse. Ich packe alles ein und Mama bezahlt. Dann gehen wir zum Ausgang. Die ältere Frau wartet unsicher auf uns. „Danke“, flüstert sie und senkt den Kopf. Sie hat Tränen in den Augen. Der Moment an der Kasse war wirklich sehr peinlich. Mir ist auch heiß geworden. Ich weiß nicht, ob es nur daran liegt, dass es im Geschäft ziemlich warm ist. **„Mein ganzes Leben lang habe ich gearbeitet. Und jetzt reicht die Rente nicht“**, flüstert die Frau traurig. „Es ist alles so teuer geworden“, stößt sie hervor. „Ja, ich weiß“, nickt Mama. „Das ist schlimm.“

Ich verstecke unsere schwere Tasche hinter dem Rücken. Auf einmal schäme ich mich, weil sie sieht, dass wir neue Sachen einfach so kaufen können. **Die Frau schaut immer noch den Mantel in ihrer Tüte an.** „Danke“, sagt sie nochmal. Mama lächelt sie an. „Vielleicht sehen wir uns

mal wieder“, sagt sie und gibt der Frau die Hand. Dann gehen wir zum Auto. Keiner von uns sagt etwas.

„In unserem Land sieht man den Menschen Armut oft nicht an“, murmelt Mama, während wir die Straße entlang laufen. Ich nicke. Sie braucht mir das nicht zu erzählen. Es gibt so viele Leute, die Pfandflaschen aus den Mülleimern fischen, weil das Geld nicht reicht. Ich muss immer an die Frau denken. Wie sie sich an der Kasse geschämt hat. **„Das hast du vorhin gemacht wie der heilige Martin in der Geschichte“**, sage ich. „Meinst du?“, fragt Mama und setzt hinzu: „Irgendwie konnte ich nicht anders.“

SANKT MARTIN

Der heilige Martin ist einer der berühmtesten Heiligen. Die Geschichte, wie er als Soldat seinen warmen Mantel mit einem armen, frierenden Mann teilte, kennt fast jedes Kind. Nach diesem Erlebnis erschien Jesus Martin im Traum und Martin ließ sich taufen. Weil Martin so hilfsbereit war, wollten die Menschen in der französischen Stadt Tours, dass er ihr Bischof werden sollte. Aber Martin sah sich für diese Aufgabe nicht geeignet. In einem Stall versteckte er sich vor dem Volk. Die Gänse dort verrieten ihn aber durch ihr Schnattern.

Warum gibt es Martinsumzüge?

Als die Menschen Martin zu Grabe trugen, gab es vielleicht eine Lichterprozession, an die man heute mit dem Laternenumzug erinnern will. Die Laternen sind aber auch ein Symbol für das Licht, das Martin durch sein Helfen in die Welt brachte.



Nur zwei Handschuhe sind gleich. Finde sie!



UKRAINE VOR DEM DRITTEN KRIEGSWINTER

Kirche als „geistliche Erste Hilfe“

Bischof von Schytomyr befürchtet Rekrutierung von Priestern zum Fronteinsatz

SCHYTOMYR – Die ukrainische Regierung hat angekündigt, alle Männer „ohne Ausnahme“ einzuziehen, um den russischen Vormarsch zu stoppen. Der katholische Bischof von Kiew-Schytomyr, Witalij Krywyzkyj, befürchtet nun, dass auch Priester zum Fronteinsatz herangezogen werden könnten.

„Die ukrainischen Behörden sind sehr säkular eingestellt. Sie könnten sich für die extreme Lösung entscheiden, auch Priester unterschiedslos einzuziehen“, sagt der Bischof im Gespräch mit dem Hilfswerk „Kirche in Not“. Weite Teile der ukrainischen Gesellschaft würden eine solche Entscheidung zwar ablehnen, die anhaltend schwierige militärische Lage könne aber als Begründung herhalten.



Witalij Krywyzkyj, der Bischof der römisch-katholischen Diözese Kiew-Schytomyr, segnet einen ukrainischen Soldaten. Aufgrund der Verschärfungen an der Front befürchtet er, dass künftig auch Priester seiner Kirche eingezogen werden könnten.

Fotos: Kirche in Not/Ismael Martinez Sanchez, Kirche in Not (2)

80 Prozent zerstört

Mit Blick auf den bevorstehenden dritten Kriegswinter stellt Krywyzkyj fest: „Unsere Ressourcen schwinden.“ 80 Prozent des ukrainischen Stromnetzes seien durch Angriffe und Kriegshandlungen zerstört, Generatoren und andere Einrichtungen in kirchlichen Suppenküchen und Unterkünften zeigten bereits Verschleißerscheinungen.

Die 70 Priester seines Bistums seien seit Beginn der russischen Invasion im Februar 2022 ausnahmslos an ihrem Posten geblieben, betont der Bischof. Er hatte ihnen freige-

stellt, aus Sicherheitsgründen die Region zu verlassen. „Unsere Priester erweitern ihre Seelsorge um das soziale Engagement, das einen immer höheren Stellenwert einnimmt“, sagt Krywyzkyj.

Die Pfarreien seien Zufluchtsorte für Flüchtlinge aus umkämpften Gebieten. Keller in Gemeindezentren und Unterkirchen dienten als Schutzräume. „Ich will, dass unsere Pfarreien Zitadellen sind, auf die der Krieg keinen Einfluss hat. Es sollen Orte sein, an denen die Menschen es warm haben und geschützt sind, aber an denen sie auch Trost finden können“, betont der Bischof.

Es gebe auch Seelsorger, die freiwillig im Frontgebiet Soldaten betreuen. Nach Vorbild des Sanitätsdienstes sollten sie eine „geistliche Erste Hilfe“ sein, sagt Krywyzkyj. Dazu stellt seine Diözese Bibeln und Rosenkränze zur Verfügung. Diese seien für viele Soldaten eine Art „geistliches Notfallset“.

Den Winter überstehen

Er hoffe, sagt der Oberhirte der Hauptstadtregion, dass die Ukraine den Winter übersteht – und vor allem, dass die Stromgeneratoren standhalten. Darüber hinaus sei er

sehr zurückhaltend geworden, was Wünsche und Hoffnung angehe, meint Krywyzkyj: „Wir sprechen nie über die ferne Zukunft. Wir fragen uns nur, was wir tun können, um auf diese oder jene Notsituation zu reagieren.“

Die römisch-katholische Kirche in der Ukraine umfasst sieben (Erz-)Bistümer. Ihr gehören gut eine Million Gläubige an – rund zwei Prozent der Bevölkerung. Größer ist die mit Rom unierte Ukrainische griechisch-katholische Kirche. Daneben gibt es mit der Ruthenischen Kirche eine weitere kleine katholische Ostkirche im Land. Kirche in Not/red



▲ Immer im Einsatz für die Opfer des Krieges: Ein katholischer Priester weist auf einen der zahlreichen Schutzkeller hin (links), ein anderer liefert Hilfsgüter aus.

35 JAHRE MAUERFALL

Der DDR liefen die Bürger davon

Historiker Michael Gehler über deutsche-deutsche Geschichte von 1945 bis 1990

HILDESHEIM – Die deutsche Teilung und der Mauerfall sind zentrale Ereignisse in der Geschichte des 20. Jahrhunderts, die die geopolitische Landschaft Europas nachhaltig prägten. Im Interview ruft Zeithistoriker Michael Gehler die wesentlichen Aspekte der Teilung, des Mauerbaus und der Entwicklungen, die zur Wiedervereinigung führten, in Erinnerung.

Professor Gehler, wie kam es zur deutschen Teilung?

Die Teilung Deutschlands war eine direkte Folge des Zweiten Weltkriegs und der alliierten Vereinbarungen, die auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam 1945 getroffen wurden. In der Folge wurden die ehemaligen Besatzungszonen in Ost- und Westdeutschland geschaffen. Die Sowjetunion initiierte Maßnahmen wie Bodenreformen und Enteignungen, die zur Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) führten.

Parallel dazu gründeten die Westmächte 1949 die Bundesrepublik Deutschland (BRD). Wichtige Ereignisse wie die Einführung der D-Mark 1948 und die alliierte Luftbrücke trugen zur Stabilisierung der westlichen Zone bei. Die endgültige Teilung wurde durch die Nato-Mitgliedschaft der BRD und die Gründung des Warschauer Paktes 1955 besiegelt.

Wie dramatisch war der 13. August 1961?

Am 15. Juni 1961 behauptete der DDR-Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht, dass „niemand die Absicht“ habe, „eine Mauer zu errichten“. Doch in der Nacht vom 12. auf den 13. August gab er den Befehl zur Abriegelung der Sektorengrenze in Berlin. Der darauffolgende Mauerbau stellte für viele Berliner einen emotionalen Schock dar, da er nicht nur physische Grenzen schuf, sondern auch das letzte Schlupfloch zur Flucht aus der DDR schloss. Viele Familien wurden getrennt, was langfristig zu einem tiefen Trauma führte, da sich die Menschen in ihrer Stadt wie in einem Gefängnis gefangen fühlten.

Was waren die Konsequenzen?

Der Bau der Mauer verhinderte eine massive Abwanderung aus der DDR und stabilisierte somit das



▲ SED-Politbüro-Mitglied Günther Schabowski am 8. November 1989. Am Tag darauf sorgte er unfreiwillig für den Fall der Mauer. Auf die Frage, wann geplante Reiseerleichterungen für DDR-Bürger in Kraft treten, stammelte er: „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“ Foto: Imago/NTB

SED-Regime. Ohne diese Maßnahmen hätte die DDR möglicherweise eine gravierende Entvölkerung erlebt. In der offiziellen Propaganda wurde die Mauer als „antifaschistischer Schutzwall“ dargestellt, was die Realität jedoch verzerrte. Der Mauerbau zementierte die Teilung

Deutschlands und schuf einen territorialen Status quo in Europa. Trotz der Reduzierung von Fluchtbewegungen verließen viele Ostdeutsche die DDR durch legale Ausreisen, wodurch der Aderlass an Fachkräften und jungen Menschen erheblich blieb. Insgesamt suchten rund 5,2

Millionen Ostdeutsche im Kalten Krieg Zuflucht in der Bundesrepublik.

Wie viele Menschenleben hat die Mauer gekostet?

Die Zahl der Opfer des Mauerbaus ist umstritten. Laut einer Untersuchung des Zentrums für Zeithistorische Forschung (ZZF) gab es mindestens 140 Todesopfer, darunter über 100 DDR-Flüchtlinge und 30 Personen ohne Fluchtabsicht. Auch acht Grenzsoldaten verloren bei Einsätzen ihr Leben. Hinzu kommen 251 Menschen, die an der Grenze eines natürlichen Todes starben. Schätzungen der Arbeitsgemeinschaft 13. August und der FU Berlin reichen von 245 bis zu mindestens 327 Todesopfern an der innerdeutschen Grenze. Rund 320 Gedenkstätten in Deutschland erinnern an die Mauer und ihre Opfer.

Wie reagierte die DDR auf Flüchtlinge?

Von 1949 bis 1990 verließen über 3,8 Millionen Menschen die DDR, viele von ihnen illegal und oft unter Lebensgefahr. Die DDR verfolgte „Republikflucht“ rigoros: Etwa 200 000 Menschen wurden verhaftet, und die Strafen variierten



▲ Historiker Michael Gehler spricht auf einer Veranstaltung der Bundeszentrale für politische Bildung.

Foto: privat



Bundesbürger begrüßen in der Nacht des Mauerfalls einen Trabi-Fahrer, der über die offene Grenze nach Westberlin fährt.

von Geldbußen bis zu zehn Jahren Haft. Besonders harte Urteile wurden gegen Personen verhängt, die gewaltsame Fluchtversuche unternahmen. Die Stasi unter Erich Mielke kontrollierte die Bevölkerung mit einem umfangreichen Netzwerk von Informanten und nutzte sowohl physische als auch psychische Foltermethoden, um die Menschen einzuschüchtern. Fluchtversuche über Tunnel oder Heißluftballons waren teils erfolgreich, doch viele scheiterten dramatisch.

Wie war die Situation im Sommer 1989?

Im Jahr 1987 schien die DDR nach Honeckers Staatsbesuch in Bonn auf dem Höhepunkt ihrer Anerkennung, doch hinter der Fassade verbargen sich wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme. Nach den gefälschten Kommunalwahlen im Mai 1989 kam es zu zunehmenden Protesten, während Tausende DDR-Bürger westdeutsche Botschaften in Osteuropa besetzten, um ihre Ausreise zu erzwingen.

Trotz der Abschaffung der Todesstrafe im September 1987 blieben Oppositionelle kriminalisiert. Insgesamt hatten seit Gründung der DDR etwa 4,5 bis 5,2 Millionen Menschen das Land verlassen. Das Regime dachte bis zum Spätsommer 1989 nicht daran, die Mauer abzubauen, da es sich auf den bevorstehenden 40. Jahrestag der DDR vorbereitete.

Welchen Einfluss hatte die Politik Michail Gorbatschows?

Die Reformpolitik von Michail Gorbatschow, der 1985 als Generalsekretär der KPdSU an die Macht kam, war entscheidend für die po-

litischen Umwälzungen in Mitteleuropa. Mit den Slogans Glasnost (Transparenz) und Perestroika (Umbau) ermutigte Gorbatschow zu einem offenen Dialog und übte Druck auf die sowjetische Nomenklatura aus. Trotz seiner Absichten, das „alte Denken“ abzubauen, entglitten ihm die Ereignisse. Diese Reformen schufen einen inneren Druck auf die DDR, der von einer sich formierenden Opposition ausgeht, die für Veränderungen kämpfte.

Wie gestaltete sich die Entwicklung bis zum 9. November?

Nach dem Schlusskommunique der KSZE im Januar 1989, das neue Rechte für DDR-Bürger ankündigte, stellte Honecker am 19. Januar fest, dass die Mauer „in 50 oder 100 Jahren“ bestehen bleibe, solange die Gründe dafür nicht beseitigt seien. Diese Aussagen wurden als Zeichen der Schwäche interpretiert.

Am 7. Oktober, während der Feierlichkeiten zum 40. Jubiläum der DDR, kam es zu massiven Protesten, und die Bürger forderten Gorbatschow auf, die Situation zu ändern. Honecker ignorierte die Zeichen der Zeit, was zu Krisensitzungen im Politbüro führte, in denen interne Kritik an seiner Führungsweise laut wurde. Schließlich wurde Egon Krenz als sein Nachfolger gewählt.

Wie kam es zur Grenzöffnung?

Im Zuge der eskalierenden Proteste und Massenaufmärsche in verschiedenen Städten wollte die SED-Führung unter Egon Krenz die

Grenzübergänge öffnen. Während einer Pressekonferenz am 9. November verkündete Günter Schabowski, dass die neuen Reisebestimmungen sofort in Kraft treten würden, ohne vorherige Information. Dies führte zu Verwirrung, und die Nachricht verbreitete sich schnell, was einen unkontrollierten Ansturm auf die Grenzübergänge auslöste.

Wie war die Stimmung an den Grenzübergängen?

An der Bornholmer Straße wurde der erste Grenzübergang geöffnet, was zu emotionalen Begegnungen zwischen Ost- und Westdeutschen führte. Tausende warteten an anderen Übergängen, wo die Grenzer überfordert waren und die Schlagbäume öffneten. Die Stimmung war von Freude und Erleichterung geprägt, und viele Westberliner bestiegen die Mauer, um sie symbolisch abzutragen.

Wie reagierte die westdeutsche Politik auf den Mauerfall?

Bundeskanzler Helmut Kohl, der zu diesem Zeitpunkt in Polen war, war von den Ereignissen überrascht. US-Botschafter Vernon Walters und Kohls Berater Horst Telschik hatten jedoch bereits im Sommer 1989 das Ende der Mauer vorausgesagt. Willy Brandt und Egon Bahr setzten sich emotional für die deutsche Einheit ein, während SPD-Kanzlerkandidat Oskar Lafontaine zurückhaltend blieb. Walter Momper, der Regierende Bürgermeister von West-Berlin, sprach am 9. November lediglich von einem „Wiedersehen“, was

die Tragweite der Ereignisse nicht erkannte.

Wie erlebten die Deutschen den Mauerfall?

Die Reaktionen auf den Mauerfall waren gemischt. Viele Menschen waren fassungslos und überwältigt von den plötzlichen Veränderungen. Während jubelnde Menschen in den Straßen positive Bilder prägten, gab es auch Verunsicherung über die Folgen für die DDR und die Reaktionen der sowjetischen Führung. Die Mauer blieb nach dem 9. November noch stehen, und in Moskau wurden mögliche Interventionen diskutiert.

War der Weg zur Wiedervereinigung nach dem Mauerfall unausweichlich?

Ab dem 9. November 1989 begann ein Prozess, der schnell die Weichen für eine Wiedervereinigung stellte. Der Reformkurs in der DDR und die Forderungen der Bevölkerung führten zu den ersten freien Wahlen im März 1990, die die Macht der SED endgültig brachen. Die Einführung der D-Mark in der DDR im Juli 1990 machte die ökonomische Wiedervereinigung praktisch unumkehrbar.

Welche Rolle spielten die Alliierten?

Gorbatschows anfängliche Skepsis gegenüber der deutschen Einheit wandelte sich schnell in Unterstützung, nachdem er die Veränderungen in der DDR beobachtet hatte. François Mitterrand und Margaret Thatcher waren anfangs zurückhaltend und besorgt über die mögliche Stärkung Deutschlands. Doch bald erkannten sie, dass Helmut Kohl eine entscheidende Rolle in der deutschen und europäischen Politik spielen könnte. Kohl und US-Präsident George H. W. Bush arbeiteten eng zusammen, um die Einheit voranzutreiben und ein stabiles Europa zu schaffen.

Welche Bedeutung hatte die Wiedervereinigung für Europa?

Die Wiedervereinigung Deutschlands führte zur Schaffung der Europäischen Union aus der Europäischen Gemeinschaft und war der Beginn eines neuen politischen Rahmens in Europa. Deutschland musste sich stärker in europäische und globale Prozesse einbringen, um ein stabiles und friedliches Europa zu schaffen. Die Wiedervereinigung stellte auch eine Herausforderung dar, da es galt, wirtschaftliche und soziale Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland zu überwinden und eine gemeinsame Identität zu fördern.

Interview: Andreas Raffener



OST UND WEST 35 JAHRE NACH DEM MAUERFALL

Die Kluft ist tiefer geworden

Historiker im Exklusiv-Interview: Gewisse Resignation ist bei den Menschen spürbar

Vor 35 Jahren fiel die Mauer. Doch auch Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung spricht man noch vom „Osten“ und vom „Westen“. Die Menschen scheinen schwer zueinander gefunden zu haben. Im Exklusiv-Interview spricht der promovierte Historiker Sven Brajer, der aus der Oberlausitz stammt, darüber, wie DDR-Erfahrungen das Denken und Handeln prägten, und was die Menschen und Deutschland gegenwärtig spaltet.

Herr Brajer, der Mauerfall jährt sich zum 35. Mal. Über die Grenzgebiete ist Gras gewachsen. Inwiefern sind die Menschen in Ost und West zusammengewachsen und wo merkt man die jahrzehntelange Teilung auch gegenwärtig noch?

Hätten Sie mich vor zehn Jahren gefragt, wäre meine Antwort eine ganz andere gewesen als heute. Durch die Zäsuren der Jahre 2015, 2020 und 2022 sind „Ossis“ und „Wessis“ meines Erachtens politisch wieder stärker voneinander abgerückt. Das beweisen nicht zuletzt auch die Landtagswahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg, in denen die etablierten Parteien der „Ampel“ – aber auch die CDU – massiv unter die Räder gekommen sind und dafür AfD und BSW nie gekannte Prozentzahlen erreichen konnten.

Der westdeutsche, das heißt, der ausschlaggebende Umgang mit der



▲ Berlin am 10. November 1989, am Tag nach dem Mauerfall: Menschen aus Ost und West freuen sich über die offene Grenze und feiern das Ereignis gemeinsam. Für viele Ostdeutsche kam bald eine gewisse Ernüchterung. Fotos: Imago/imagebroker

sogenannten Flüchtlingskrise, der Corona-Krise aber auch mit den Kriegen in der Ukraine und im Nahen Osten – Stichwort: Waffenlieferungen – stellen für viele Ostdeutsche nach den Erfahrungen mit der Treuhand und der Einführung des Euro erneute transformatorische „Schocks“ dar.

Viele Menschen fühlen sich hier nicht (mehr) abgeholt beziehungsweise einbezogen, einfach nicht gefragt. Die ohnehin deutlich niedrigere soziale Fallhöhe im Osten – aufgrund der immer noch deutlich niedrigeren Einkommen und vor allem des deutlich kleineren Vermögens – verbittert die Menschen, besonders wenn sie sehen, dass offenbar alternativlos Milliarden an Steuergeldern in alle Welt transferiert werden, während hierzulande

nach 40 Jahren sozialistischer Mangelwirtschaft? Rede-, Meinungs-, und Wahlfreiheit sind mindestens genauso wichtig – auch die will keiner mehr missen. Sie wurde von den Menschen, die 1989 in Leipzig, Berlin oder Dresden, aber auch kleineren Orten wie Zittau, auf die Straße gegen die „Betonköpfe“ des Politbüros der SED gingen, hart erkämpft.

Doch auch hier zeigt sich – im Kontext mit den bereits angesprochenen Krisenerscheinungen –, dass sich der Debattenraum in den vergangenen Jahren deutlich verengt hat. Die „aussterbenden Dörfer“ sind leider genauso real – aber nicht nur ein Problem des Ostens. Sie haben mit einer familienunfreundlichen Politik zu tun, welche – unterfüttert durch Dauerkrisen – die demografische Katastrophe jahrzehntelang ignoriert hat. Bei einem Besuch in der Oberlausitz oder der Uckermark, aber eben auch im Saarland, kann man sie hautnah erleben.

Anders ausgedrückt: Wem politisch und medial immer suggeriert wird, man müsse den Gürtel enger schnallen, der will auch keine Familie gründen. Von „Wohlstand für alle“ (Ludwig Erhard), „Die Rente ist sicher“ (Norbert Blüm) und den „blühenden Landschaften“ ist nicht



Nicht über „den Osten“ sprechen, sondern die Menschen dort sprechen lassen – das ist das Anliegen des Historikers Sven Brajer.

Foto: privat

Brücken einstürzen und eine mittelständische Firma nach der anderen Insolvenz anmelden muss.

Beim Begriff Mauerfall haben viele Menschen klischeehafte Begriffe im Kopf: Reisefreiheit, verfügbare Orangen und Bananen und andere Luxusprodukte, aber auch Massenarbeitslosigkeit und aussterbende Dörfer. Welche Vor- und Nachteile des Mauerfalls spüren die Menschen noch heute?

All diese genannten Dinge und vieles darüber hinaus haben die Ostdeutschen natürlich gerne angenommen – wer würde das nicht tun,



▲ Unterschiedliche (kritische) Gedanken und Erinnerungen zeigten sich bei der Vorstellung des Rahmenprogramms für die Feierlichkeiten 35 Jahre Mauerfall Ende September 2024 in Berlin.
Foto: Imago/Emmanuele Contini

mehr allzu viel übriggeblieben. Eine gewisse Resignation – im Osten noch stärker als im Westen – kann nicht mehr unter den Teppich gekehrt werden.

Es gibt manchmal erhitzte Debatten darüber, ob die DDR nun ein Unrechtsstaat war oder nicht. Was würden Sie sagen?

Das war sie auf jeden Fall, kein Zweifel, auch wenn viele Menschen sich zwangsläufig mit der DDR arrangieren konnten – nicht jeder ist schließlich zum Revolutionär geboren. Mir fällt allerdings auf, dass vielen Ostdeutschen, die 1989 auf die Straße gegen den „Unrechtsstaat DDR“ gingen, neue, bundesdeutsche „Phänomene“ sauer aufstoßen.

Ich denke etwa an den Kampf gegen „verfassungsschutzrelevante Delegitimierung des Staates“ oder die Einrichtung von „Trusted Flagger“ – also Nicht-Regierungsorganisationen, die seit neuestem in sozialen Medien gegen echte oder vermeintliche „Hassrede“ vorgehen. Auf ein solches „betreutes Denken“ reagieren viele Ostdeutsche nach diversen Jahrzehnten realsozialistischer Zwangsbeglückung allergisch.

Zur Person

Sven Brajer, geboren 1984, ist promovierter Historiker, freier Journalist und gelernter Einzelhandelskaufmann. Auf seinem Blog „Im Osten. Perspektiven wider den Zeitgeist“ (imosten.org) will er dem Osten Deutschlands und seinen Menschen eine Stimme geben sowie zum Verständnis für einen manchmal anderen Blick auf die Dinge beitragen. *red*

Man hat den Eindruck, die Erinnerung schwankt bisweilen zwischen Aufarbeitung der Stasi-Verbrechen und Verherrlichung des Sozialismus und kollektiven Zusammenhalts. Nicht nur bei DDR-Markenprodukten gibt es den Begriff „Ostalgie“. Weshalb sehnen sich Menschen immer noch nach DDR-Zeiten zurück?

Es gab damals eine echte – wenn auch oftmals zwangsläufige – Solidarität untereinander. Das vermischen die Menschen, nicht unbedingt die DDR. Die Berliner Republik dagegen ist heute so gespalten wie nie zuvor in ihrer Geschichte: „Teile und herrsche“ in höchster Form. Jeder kocht sein eigenes Süppchen, an einem fairen Meinungsaustausch sind leider nur noch wenige interessiert. Viele sind oft nur noch „dauerempört“ und leben in Blasen – das war „früher“ eben anders.

Die DDR wird oft als „zweite Diktatur auf deutschem Boden“ bezeichnet, wenn sie selbstverständlich auch weniger präsent ist als die NS-Zeit. Inwiefern prägt es Menschen, eine Diktatur erlebt zu haben?

Man liest genauer zwischen den Zeilen und lässt sich nicht gern ein X für ein U vormachen. Bei manchem führt das allerdings auch zu einer politischen Opposition gegen schlichtweg alles. Statt sich zu engagieren, wird eben gemeckert – und zwar immer: Das Klischee vom „Jammerossi“ trifft daher auf den ein oder anderen DDR-Geborenen durchaus zu.

In der DDR wurden der Regierung missliebige Autoren, Musiker, Wissenschaftler, aber auch „einfache Leute“ mit Publikationsverbot belegt, mussten Repressionen



▲ Ehemalige Bürger der DDR sehen staatliche Eingriffe aufgrund ihrer historischen Erfahrungen besonders kritisch. Ein Mann trägt auf einer Demonstration in Rostock 2022 ein Plakat gegen die Corona-Maßnahmen.

befürchten und wurden unter Umständen auch inhaftiert. Der Westen ist stolz auf Meinungsfreiheit, freie Bildung, unabhängige Presse und demokratische Mitbestimmung. Immer mehr Menschen äußern sich inzwischen aber lieber nicht mehr offen. Wie beurteilen Sie bezogen auf diese Punkte die gegenwärtige Lage in der Bundesrepublik?

Wie bereits angedeutet sehe ich diese Entwicklung – besonders seit 2020 – als fatal an. Vielen verantwortlichen – zumeist westdeutschen – Politikern ist die Tragweite dieser nie gekannten Einschränkungen der Meinungsfreiheit offenbar überhaupt nicht bewusst. Immerhin haben dagegen Leute wie Sahra Wagenknecht (BSW) oder Michael

Kretschmer (CDU) zumindest noch ein wenig einen realpolitischen Bezug zum Volk. Darf man das Wort eigentlich noch verwenden?

Der politische Diskurs verschiebt sich immer stärker ins Internet, doch dieser einstmals anarchistische, libertäre Freiraum – bei mir sind beide Begriffe durchaus positiv besetzt – muss offenbar immer stärker staatlich reglementiert – oder nennen wir das Kind beim Namen: „überwacht“ – werden, um „unsere Demokratie“ zu schützen. Eine fast schon Orwell'sche Verkehrung, die aber nicht nur „im Westen“, sondern weltweit eine problematische Entwicklung im Zeitalter der Hyperdigitalisierung darstellt.

Sie selbst waren beim Mauerfall noch sehr jung. Haben Sie Erinnerungen an diese Zeit? Wie entstand Ihr Interesse an der Geschichte der deutschen Teilung?

Bewusst aus der DDR-Zeit weiß ich fast nichts mehr, außer dass wir im Kindergarten oft das Lied „Kleine weiße Friedenstaube“ gesungen haben – das kennt im Westen keiner. Dann wurde plötzlich alles sehr bunt: von der Werbung im Fernsehen bis zu den Regalen der Supermärkte und Spielzeuggeschäften. Parallel gab es viel Abriss, Arbeitslosigkeit und Bevölkerungsschwund – bis heute.

Die einstmalige Stadt der Textilindustrie, in der ich aufgewachsen bin – Ebersbach-Neugersdorf in Ostsachsen –, hat seit 1990 fast die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren. Das hat bei mir offenbar tiefe Spuren hinterlassen – und da ich sehr neugierig bin, gehe ich den Dingen gerne auf den Grund.

Wie werden sich Ost und West künftig entwickeln?

Eine fundierte Analyse dazu können Interessierte nächstes Jahr in meinem etwas polemisch betitelten Buch „Besserwessi und Jammerossi?“ – noch immer keine Freunde?! – lesen, das im Berliner Eulenspiegel-Verlag erscheinen wird. So viel sei aber vorab verraten: Solange ein Großteil der Eliten in Ostdeutschland aus dem Westen stammt und nur zwei Prozent der gesamtdeutschen Erbschaftssteuer rechts der Elbe anfällt, wird die Kluft tendenziell noch weiter auseinander gehen.

Vielleicht sollten „Ossis“ und „Wessis“ sich daher einfach gemeinsam fragen, ob sie tatsächlich noch, im vermeintlich „besten Deutschland, das es jemals gegeben hat“ – so sagte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier am 3. Oktober 2020 – leben, und was man gegebenenfalls vereint tun kann, um diesen Spruch nicht zu einer Farce verkommen zu lassen. *Interview: Lydia Schwab*

HVA-SCHULUNGSZENTRUM AM SEDDINSEE

Mit dem Stasi-Major unter Tage

Ein Besuch im Führungsbunker der DDR-Auslandsspionage in Gosen bei Berlin

GOSEN – Die HVA, die **Auslandsaufklärung der DDR**, galt einmal als einer der besten Geheimdienste der Welt. Ihre Spione bildete die „Hauptverwaltung A“ ab 1988 im brandenburgischen Gosen bei Berlin aus. Eine geheime Bunkeranlage in einem natürlichen Erdkessel unweit des Seddinsees ergänzte das Schulungszentrum. Vor 40 Jahren übergab man diesen als „Ausweichführungsstelle für den Kriegsfall“ an HVA-Chef Markus Wolf.

1952 hatte der erst 29-jährige Wolf die Leitung des Instituts für wirtschaftswissenschaftliche Forschung übernommen. Ab 1953 war dieser HVA-Vorläufer zunächst als Hauptabteilung XV Teil des Innenministeriums, ab 1955 des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS). Stasi-Minister Erich Mielke entwickelte sich zu so etwas wie einem Ziehvater für Markus Wolf. Dieser baute in den 36 Jahren seiner Führung den Spionage-Dienst von anfangs zwölf auf bis zu 17 000 Mitarbeiter aus. „Kundschafter des Friedens“ nannte man sie im DDR-Jargon.

Heute, 35 Jahre nach dem Mauerfall, kann der Bunker der DDR-Auslandsspionage dank eines westdeutschen Vereins besucht werden: mit Führungen von Zeitzeugen, darunter ehemaligen Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit. Dem Verein „Bunker-Dokumentationsstätten“ gilt der Gosener Schutzbau der HVA als wichtiger „Originalschauplatz der deutsch-deutschen Spionage-Geschichte“.

Durch den Bunker führt Hans Schmohl, Ingenieur und ehemals Major im Ministerium für Staatssicherheit. Bis zum Alter von 45 Jahren war er als Experte für das Nachrichtenwesen in DDR-Staatsdiensten. „Ich habe in einem anderen Objekt gearbeitet, und zwar in der Hauptführungsstelle der Partei- und Staatsführung der DDR, bekannt unter dem Namen Honecker-Bunker oder Bunker Prenden“, sagt der gebürtige Leipziger, der seit den 1960er Jahren in Berlin lebt.

Unweit des Seddinsees mit seinem Badestrand nimmt Schmohl die Besucher auf einem Parkplatz in Empfang. Sie passieren einige typische Wochenendhäuschen. „Die gab es früher schon“, sagt Schmohl. „Das war alles öffentliches Gebiet.



▲ Blick in einen der Gänge der „Ausweichführungsstelle für den Kriegsfall“ der Hauptverwaltung A. Fotos: Thiede

Nur das eigentliche Bunkergelände war natürlich abgesperrt. Links des Wegs blicken die Besucher auf DDR-Plattenbauten: die Schule der HVA, erläutert der Mittsiebziger.

Zwiespältiger Eindruck

Dass ausgerechnet ein ehemaliger Stasi-Mann durch den streng geheimen Bau führt, hinterlässt bei manchem Besucher einen zwiespältigen Eindruck. Erklärungen, Wortwahl und Sprache des Ruhestands-Offiziers lassen keine Reue über die einstige Tätigkeit erkennen. Kein Wort über das Unrecht, das die Stasi vielen Menschen in der DDR angetan hat! Andererseits: Wer kann die Geschichte besser erklären als ein Zeitzeuge, der Teil des Systems war?

Das Ministerium für Staatssicherheit, meist Stasi genannt, war der übermächtige Geheimdienst der DDR. Als Geheimpolizei überwachte sie bis zur Friedlichen Revolution im November 1989 fast 40 Jahre lang viele unschuldige Menschen. In den Augen der Stasi waren es „Klassenfeinde“, die sich gegen die Ideologie der SED stellten. Sie wurden ausspioniert, verhaftet, verhört und oft für Jahre in Gefängnisse gesteckt.

Hans Schmohl führt die Bunker-Besucher in die Zeit des Kalten Kriegs, als Ost und West noch nicht mit der Möglichkeit rechneten, dass es einen 9. November geben wird:

dass die Mauer fällt und wenig später der „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ aufhören wird zu existieren.

Wenige Jahre zuvor hatte Spionage-Chef Wolf das idyllische Gosen in Brandenburg zu dem Ort bestimmt, an dem die DDR-Auslandsspionage ihre Koordinierungsstelle einrichten würde. „Ein Grund ist sicherlich, dass man hier ein Objekt gefunden hat, das sich von der baulichen Seite her eignet“, erläutert der Ex-Major. „Zum anderen liegt es etwas abseits von der Siedlung, sodass die Geheimhaltung

gewährleistet war.“ Dann zeigt Schmohl mit der Hand: „Dort oben ging der Postenweg lang. Die Bewaffneten brauchten eine Stunde, um den Talkessel zu umrunden.“

„Wie lange wurde das hier genutzt?“, möchte ein Besucher wissen. „Bis Ende 1989“, antwortet Schmohl. „Wobei das eine Ausweichführungsstelle ist, die nur in Stufen höherer Einsatzbereitschaft, also bei Kriegsgefahr, bezogen worden wäre. Permanent vor Ort waren sechs Leute, die das Ganze instandgehalten haben, zusätzlich noch eine kleine Wachmannschaft, etwa zehn Leute, die das Objekt bewachten.“

Die Objektschützer gehörten dem Wachregiment „Feliks Dzierzynski“ an – benannt nach dem kommunistischen Revolutionär und Gründer der berüchtigten sowjetrussischen Geheimpolizei Tschecha. Dieser militärische Verband des Ministeriums für Staatssicherheit, der 1989 über mehr als 11 000 Mann verfügte, schützte auch die

Waldsiedlung Wandlitz, in der Honecker und andere Parteigrößen wohnten, sowie weitere Partei- und Regierungsgebäude.

12 Grad auch im Sommer

Weil der ehemals geheime Bunker unter der Erde liegt, ist es dort auch im Sommer kühl. Die Temperatur beträgt 12 Grad Celsius. Hans Schmohl empfiehlt daher, immer eine Jacke anzuhaben. „Hier riecht es komisch und es ist richtig kalt“, sagt ein Kind, das mit seinen Eltern die gut 90-minütige Tour zum Preis von zwölf Euro pro Person macht. Wer fotografieren will, zahlt zwei Euro extra.

Der Bunker ist etwa 1000 Quadratmeter groß. Zwei Jahre wurde an ihm gebaut. Wenn der frühere Major spricht, klingt seine Wortwahl wie aus längst vergangener Zeit. Manch einen Besucher beschleicht wohl das Gefühl, hier spreche ein Experte zu ehemaligen Stasi-Kollegen. „Immerhin werden wir nicht mit ‚Genosse‘ angesprochen“, flüstert eine Besucherin augenzwinkernd.

„Wir befanden uns in der Hochphase des Kalten Kriegs und die Staatsführungen sowohl im Osten als auch im Westen wollten geschützte, verbunkerte Ausweichführungsstellen“, doziert der Stasi-Offizier im Ruhestand über Bunkerbauten wie jene in Gosen oder im Ahrtal und verweist auf die damalige Gefahr eines Weltkriegs zwischen den Machtblöcken. Er wäre vielleicht mit Atomwaffen geführt worden.



► In der einstigen Bunkerküche stehen DDR-Produkte im Regal.



▲ Besucher des HVA-Bunkers in Gosen probieren die einst abhörsicheren Telefonverbindungen aus. Rechts im Bild: Hans Schmohl, ehemaliger Major der Staatssicherheit.

„Es gab die Führungsstelle des Vorsitzenden des Ministerrats, die Führungsstellen für die Nationale Volksarmee und des MfS“, erläutert er die verschiedenen Kommando-Bunker der DDR. Auch in jedem der 15 Bezirke habe es eine kleine Führungsstelle in einem Bunker oder Keller gegeben. „In Stufen höherer Einsatzbereitschaft, also im Verteidigungszustand, wäre die DDR vom Nationalen Verteidigungsrat geführt worden: vom Vorsitzenden der Staatsführung Erich Honecker.“

Im Bunker sehen die Besucher „im Gang 14 das Zimmer vom Chef“, sagt Schmohl: also von Markus Wolf – einschließlich Bunker-Bett. „Ist von der Ausstattung natürlich besser als die anderen Unterkünfte.“ Dabei zeigt der Ex-Major auf die Wandvertäfelung. „Die anderen hatten nur nackte Betonwände.“ Auch eine kleine Küche gab es, mit einem Lagerraum für Fertiggerichte. Das hätte im Ernstfall für ungefähr acht Tage gereicht.

Der Bunker besaß spezielle Versorgungsleitungen mit Wasserversorgung und Tiefbrunnen. Schmohl berichtet: „Das Objekt konnte sich autark mit Wasser selbst versorgen.“ Im Sanitärtrakt zeichnen zerstörte Waschbecken und Kloschüsseln indes ein deprimierendes Bild. „Bunkerrandalierer“ seien das gewesen, schimpft Schmohl. „Die haben sich kurz nach der Wende ausgetobt. Alles, was sie nicht klauen konnten, haben sie kaputtgeschlagen.“

Schmohl zeigt die Luftversorgung im Bunker, die Heizungsanlage, das Notstromaggregat und die Anlagen

für Telegrafie und Nachrichtenübermittlung. Sowjetische Armeetechnik sei hier genutzt worden. „Die Leitungen für geheime Regierungsfernsprechvermittlungen waren extra gesichert, selbst innerhalb des Bunkers, um keine Abhörmöglichkeit zu schaffen“, weiß Schmohl.

Drei Betten übereinander

Um den Bunker zu betreten oder zu verlassen, musste man durch eine doppelt gesicherte Schleusentür. Bevor die Gäste wieder ans Tageslicht kommen, werfen sie einen Blick in den Mannschaftsschlafrum: „Sehen Sie mal, wie die Mitarbeiter geschlafen haben“, sagt jemand. „Drei Etagen übereinander: einer auf dem Fußboden, einer in der Mitte, einer oben mit Holzlattengerüsten, dann Luftmatratze drauf und Schlafsack.“

Ein Besucher möchte wissen, wie es in Zeiten des neuen Ost-West-Konflikts um Schutzbauten für die Bevölkerung bestellt ist. „Es ist nicht mehr viel da“, antwortet Schmohl. Kurz nach Amtsantritt von Bundeskanzlerin Angela Merkel sei das Zivilschutzbunkerprogramm eingestellt worden. „Das heißt: Die Bunker wurden nicht mehr gewartet.“ Zu diesem Zeitpunkt habe es noch „eine ganze Menge in Ost und West“ gegeben. „Leider waren viele zweckentfremdet oder wurden sogar abgerissen.“

Rocco Thiede

Informationen

zum Verein „Bunker-Dokumentationsstätten“ und zum Bunker in Gosen finden Sie unter www.bunker-doku.de und bunker-gosen.de.

Mut und Gottvertrauen

Christen erinnern sich an ihre DDR-Zeit

Gemeinhin gilt die DDR als gottloser Staat, der mit Religion nichts anzufangen wusste. Doch auch dort gab es kirchliches Leben und viele Christen, die es pflegten. Ihren großen historischen Moment erlebten die Kirchen als Anlaufstelle jener DDR-Bürger, die im Herbst 1989 mit der „Friedlichen Revolution“ die Mauer zu Fall brachten. Wie lebte es sich als Christ in dem religionsfernen Staat – und nach seinem Ende?

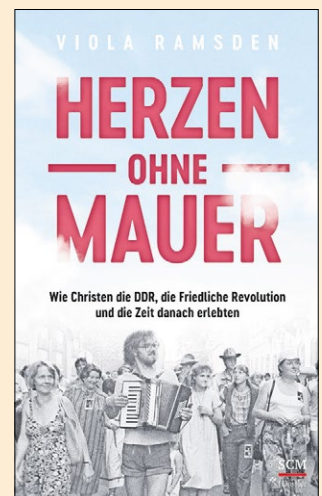
Autorin Viola Ramsden hat diese Frage nach einem Gesprächsabend über die Rolle der Kirche in der DDR nicht losgelassen. Vom Vortrag beim Gesprächsabend enttäuscht, beschloss sie, selbst mit Christen zu sprechen, die in der DDR aufgewachsen sind.

Ramsden war beim Mauerfall 13 Jahre alt und sieht sich selbst als Wendekind. Umso wertvoller empfand sie die Gespräche mit den älteren Zeitzeugen, da „mein erfahrbares DDR-Verständnis in den Kinderschuhen steckengeblieben“ ist, wie sie es beschreibt.

In neun Kapiteln stellt die Autorin neun Christen beider Konfessionen vor, mit denen sie über deren DDR-Erfahrungen gesprochen hat. Dabei erfährt man auch etwas über ihren eigenen religiösen Werdegang in der evangelischen Dorf-Jugendgruppe der Nachwendezeit, in die sie durch ihre Schwester kam. Ramsden übernahm später die Gruppenleitung und wurde somit selbst aktiv – ein Merkmal, das sie mit ihren Gesprächspartnern teilt. Auch wenn diesen höhere Bildungswege aus ideologischen Gründen verwehrt blieben und sie auch gesellschaftlich im Abseits standen, ließen sie sich nicht unterkriegen.

Verlosung

„Herzen ohne Mauer“ ist bei SCM zum Preis von 23 Euro erschienen (ISBN 978-3-7751-6135-0). Wir verlosen zwei Exemplare! Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis zum 20. November eine Postkarte oder E-Mail mit dem Stichwort „Mauer“, Ihrem Namen und Ihrer Adresse an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg; nachrichten@suv.de.



„Ich bin überzeugt, dass Kirchen und Gemeinden heute so einiges von Christen aus DDR-Zeiten lernen können“, bilanziert Ramsden. „Das waren Menschen, die mit Gottvertrauen, Glaubensmut, treuer Nachfolge, Opferbereitschaft, Nächstenliebe und Feuer im Herzen in eine frustrierte heuchlerische Gesellschaft hineinwirkten.“ In der Tat – solche Menschen kann die Kirche heute vielleicht mehr denn je brauchen.

Victoria Fels



▲ In der DDR existierte ein aktives christliches Gemeindeleben (im Bild Kirchgänger nach einem Gottesdienst). Den Gläubigen blieben aber höhere Bildungswege verwehrt und sie waren gesellschaftliche Außenseiter. Archivfoto: KNA

ZWISCHEN BAYERN UND THÜRINGEN

Willkommen in „Little Berlin“

Die befestigte deutsch-deutsche Grenze ging einst mitten durch das Dorf Mödlareuth



▲ Auf knapp 100 Metern ist die Mödlareuther Mauer am Tannbach erhalten geblieben.

Fotos: Fels

Die Mauer wird in 50 und auch in 100 Jahren noch bestehen bleiben.“ Dieses Zitat von Erich Honecker aus den Januartagen des Jahres 1989 gilt vielen als Beleg für die Reformunwilligkeit und scheinbar völlige Realitätsblindheit des Staats- und Parteichefs der DDR. In Mödlareuth, einem kleinen Dorf an der Landesgrenze von Bayern und Thüringen, hat Honeckers Prophezeiung jedoch gute Chancen, Realität zu werden.

Dort, am idyllischen Tannbach, steht die Mauer auch 35 Jahre nach dem 9. November 1989 noch. Ganz richtig ist diese Aussage zwar nicht – allerdings wird auch das Zitat des damals 76-jährigen SED-Generalsekretärs meist unvollständig wiedergegeben. Tatsächlich ergänzte er seinen Blick in die Zukunft um eine Bedingung: „... wenn die dazu vorhandenen Gründe nicht beseitigt werden.“

Es sollte keine zehn Monate dauern, da waren jene Gründe beseitigt. Durch die Massenproteste gegen Wahlfälschung und Unfreiheit sah sich die Parteiführung zunächst genötigt, Erich Honecker zum Amtsverzicht zu drängen. Unter seinem Nachfolger Egon Krenz versuchte die SED, zu retten, was nicht mehr zu retten war. Ihr überhastet formuliertes Reisegesetz ließ die Mauer über Nacht zerbröseln.

In Mödlareuth dagegen hat man gute Gründe, die Mauer stehen zu lassen. Zumindest einen Teil. Auf knapp 100 Metern hat sich der eins-

tige „antifaschistische Schutzwall“ erhalten. Während die Grenzanlagen nach dem 9. November nahezu überall schnell abgebaut wurden, entschied man sich in dem bayerisch-thüringischen Dorf dafür, die Staatsgrenze zu erhalten – als Erinnerung und Mahnung.

Touristen aus dem Ausland lassen sich die neben der Mauer rekonstruierte Sperranlage erklären. Kinder flitzen über das Freigelände, bestaunen Wachtürme, stacheldrahtbewehrte Zäune und automatische Schlagbäume. Für die Älteren geht der Besuch mit einem beklemmenden Gefühl einher: Vor 35 Jahren teilte hier noch eine befestigte und militärisch gesicherte Grenze das Land. Sie ging mitten durch Mödlareuth, mitten durch Deutschland.

Überwiegend Zäune

Kaum irgendwo außerhalb Berlins war die Grenze des „ersten sozialistischen Staates auf deutschem Boden“ dermaßen gesichert wie in Mödlareuth. Die rund 1400 Kilometer lange Demarkationslinie zwischen West und Ost war überwiegend durch Metallgitter- und Stacheldrahtzäune gekennzeichnet. Kein Wunder, dass das direkt an der Grenze gelegene Mödlareuth schon zu Zeiten des Kalten Kriegs in den Fokus der internationalen Aufmerksamkeit geriet.

Arnold Friedrich, seinerzeit Bürgermeister auf der bayerischen Sei-

te der Grenze, konnte zahlreiche Persönlichkeiten aus der Politik in Mödlareuth willkommen heißen. US-Vizepräsident George Bush war ebenso hier wie Kanzler Helmut Kohl, Bundesverteidigungsminister Manfred Wörner ebenso wie Otto von Habsburg. „Little Berlin“ nannten die Amerikaner den Ort – den kleinen Bruder der Hauptstadt. In der TV-Serie „Tannbach“ verfilmte das ZDF seine Geschichte.

Nach der Wiedervereinigung gehörte Friedrich zu den Initiatoren des „Deutsch-Deutschen Museums“. Zu ihm gehören das Freigelände mit Mauer und Sperranlage auf Thüringer und ein umfangreiches Infozentrum auf bayerischer Seite des Tannbachs. Es erinnert an Opfer des SED-Staats und an das Leben im Schatten der Betongrenze. Eine Filmdokumentation mit Originalaufnahmen vor allem der 1980er Jahre macht die Teilung des Dorfs ergreifend anschaulich.

Anders als in Berlin blieb die Mauer in Mödlareuth zunächst auch über den 9. November 1989 hinaus undurchlässig. Erst einen Monat später öffnete auf Druck Friedrichs und anderer Mödlareuther ein offizieller Grenzübergang für Fußgänger. Im Juni 1990 begann der Abriss der Mauer. Ein beeindruckender Abschnitt des sozialistischen Bollwerks aber steht noch immer – wahrscheinlich auch in 50 oder 100 Jahren.

Thorsten Fels

Informationen

über das Deutsch-Deutsche Museum und den einst geteilten Ort finden Sie im Internet: www.moedlareuth.de.



▲ Im Freigelände des Museums sind rekonstruierte DDR-Sperranlagen zu sehen. Der nicht in Originalhöhe wiederaufgebaute Wachturm stammt von einem anderen Ort.

39 Als Theo mit diesem mageren Wissen zur Kripo kam, ließen sich die Beamten leicht überzeugen, dass für die Tat niemand anderer infrage käme als Erna, die ehemalige Haushälterin. „Aber wo sollen wir anfangen zu suchen? Das ist ja wie eine Nadel im Heuhaufen. Ohne Familiennamen? Ohne Anschrift? Mit der vagen Beschreibung von einem Dutzend Zeugen? Und selbst wenn wir die Person ausfindig machen würden, wie könnten wir beweisen, dass sie die Täterin war?“

Onkel Theo und meine Brüder fanden sich damit ab, dass die Tat ungesühnt bleiben würde. Selbst wenn man diese Frau gefunden hätte und sie ihrer gerechten Strafe zugeführt worden wäre, hätte das uns Kindern den Vater auch nicht zurückgebracht. „Seufzend beendete Lisbeth ihren Bericht. Vom Erzählen hatte sie ganz rote Wangen bekommen und gestand: „Ach, Liesi, ich bin froh, dass ich meine Geschichte mal jemandem erzählen konnte.“

Nach ihrem traurigen Bericht setzten wir uns an den Kaffeetisch, wo außer den Kindern auch mein Mann erschien. Wir alle sprachen dem Gugelhupf eifrig zu. Nun erzählte Lisbeth, dass ihre Brüder, nachdem sie dem Kinderheim entwachsen waren, alle ein Handwerk erlernt hatten und nun auf eigenen Füßen standen. Sie zu treffen, war aber nicht möglich, da sie in der DDR lebten.

Endlich gab sie auch etwas über ihre jetzige Situation preis. In ihrem Betrieb hatte sie sich mit einer Mitarbeiterin angefreundet, auf deren Hochzeit sie vor wenigen Wochen eingeladen gewesen war. Bei dieser Gelegenheit hatte sie einen jungen Mann kennengelernt, mit dem sie seither befreundet war.

Das freute mich für sie, die ein so schweres Schicksal durchgemacht hatte. Bisher hatte sie so gut wie keine Zuneigung erfahren. Nun hatte sie endlich einen Menschen gefunden, der sie liebte und an den sie sich anlehnen konnte.

„Liesi, weißt du, was mich zusätzlich glücklich macht? Er wird mal einen Bauernhof erben“, gestand sie mir errötend. „Ich hatte mir schon immer gewünscht, Bäuerin zu werden. Seit ich auf Thannöd eingezogen bin, habe ich davon geträumt, eines Tages eigene Tiere zu haben, eigene Felder und einen eigenen Hof. Nun scheint dieser Traum in Erfüllung zu gehen.“ „Lisbeth, das wünsche ich dir von ganzem Herzen. Nach so viel Leid hast du es verdient, endlich Glück zu haben.“

Noch lange Zeit ging mir das Schicksal dieser Cousine nicht aus dem Kopf. Immer wieder musste ich



Was Liesi von ihrer Cousine erfährt, klingt wie ein schlechter Krimi. Eine Frau mit dunklem Mantel und grauem Kopftuch stößt den Familienvater vor einen einfahrenden Zug und verschwindet so schnell, wie sie gekommen ist. Der Sohn des Opfers verdächtigt sofort die ehemalige Haushälterin. Doch niemand kennt den vollen Namen der Frau oder ihren Aufenthaltsort.

daran denken, dass sie ihre Eltern so früh und auf so tragische Weise verloren hatte. Mich beschäftigte auch ihre traurige Kindheit, dass sie jahrelang nur die geduldete Verwandte gewesen war. Das lenkte mich ein wenig von meiner Übelkeit ab, die mich wieder bis zum letzten Tage der Schwangerschaft begleitete.

Der Einödhof und sieben Töchter

Bisher hatten meine Kinder immer schon einige Tage vor dem errechneten Termin ans Licht der Welt gedrängt. Diesmal war es anders. Der Termin verstrich, der Tag danach ebenso und noch einige weitere. Allmählich machte ich mir Sorgen und suchte meinen Doktor auf. Er beruhigte mich. Das sei nicht bedenklich, jedes Kind habe seinen eigenen Rhythmus. Wenn sich allerdings nach weiteren zehn Tagen noch nichts getan habe, solle ich ins Krankenhaus gehen. Die Aussage des Arztes hatte mich nicht nur beruhigt, sie ließ auch meine Stimmung von Tag zu Tag steigen. Weil sich dieses Kind gar so lange Zeit ließ, war ich davon überzeugt, dass es diesmal ein Bub werden würde.

Am 6. Oktober, genau 14 Tage nach der errechneten Zeit, setzten die Wehen ganz plötzlich und ganz heftig ein. Hans konnte gerade noch die Kathi ins Haus holen, damit jemand bei den Kindern war. Dann brachte er mich im Eiltempo nach Dorfen, wo ich gleich in den Kreißsaal kam. Kaum lag ich auf dem Entbindungsbett, setzten die Presswehen ein. Obwohl das Kind zwei

Wochen übertragen war, verlief die Geburt schnell und glatt. Da staunte sogar die Hebamme. Und was präsentierte sie mir? Ein Dirndl!

Mein Mann suchte den Namen Hildegard aus – nicht nur, weil er seiner Cousine Hildegard das Amt der Patin antragen wollte, sondern vor allem, weil er auf die heilige Hildegard von Bingen große Stücke hielt. Auch diesmal war ich mit seiner Namenswahl einverstanden. Dennoch fragte ich etwas verunsichert, ob er nicht enttäuscht sei, dass wir schon wieder ein Madl haben. „Aber nein“, erwiderte er. „Ich bin glücklich über jede Tochter. Jede ist ein Geschenk Gottes.“

Diese Aussage machte mir das Herz leicht. Seine Stammtischbrüder aber hänselten ihn, weil er nur Dirndln zustande bringe. Diesen entgegnete er: „Redet ihr nur. Der Herrgott hat sich schon was dabei gedacht, dass er uns nur Madln schickt. Die Buben werden schon noch kommen.“ Ob er zu der Zeit wirklich noch mit der Ankunft von Söhnen gerechnet hat?

Einige Tage, nachdem ich aus der Klinik zurück war, tauchte meine Schwester Resi bei uns auf und lud uns zu ihrer Hochzeit ein. Die standesamtliche Trauung sollte am 4. November sein und die kirchliche einen Tag später. Anschließend sollte im nahegelegenen Gasthaus ein Mahl stattfinden im engsten Familienkreis. „Wie?“, fragte ich überrascht. „Hat der Papa endlich zugestimmt, dass du den Ludwig heiratest, oder hast du mittlerweile einen anderen Hochzeiter gefun-

den?“ In der letzten Zeit war ich so mit meinen eigenen Problemen und mit denen von Cousine Lisbeth beschäftigt gewesen, dass ich gar nicht dazu gekommen war, mich um das Liebesleben meiner Schwester zu kümmern.

„Nein“, lachte sie. „Einen anderen habe ich nicht. Es ist schon der Ludwig.“ „Ja, warum macht ihr denn keine große Bauernhochzeit? Schließlich ist er doch der Erbe des elterlichen Hofes.“ Am Geld konnte es nicht liegen. Durch eine Bauernhochzeit wurde ein Brautpaar nicht arm. Bei uns war es nämlich der Brauch, dass jeder geladene Gast beim Eintritt ins Wirtshaus dem Hochzeitslader ein Kuvert überreichte mit seinem Namen. Darin befand sich das Mahlgeld. Seinerzeit waren das 15 bis 25 Mark, je nachdem wie begütert der Gast war.

„Das hat schon seinen Grund“, klärte mich meine Schwester auf. „Im letzten Dezember haben mich die Eltern nach Landshut in eine Haushaltungsschule geschickt. Angeblich, damit ich dort kochen lerne. In Wirklichkeit wollte der Vater uns auseinanderbringen, nach dem Motto: Aus den Augen aus dem Sinn. Damit hat er aber das Gegenteil erreicht. Wir haben erst recht gemerkt, dass wir zusammengehören. Nachdem ich wieder zurück war, haben wir ihn vor vollendete Tatsachen gestellt.“

Als der Papa eines morgens mitbekam, dass ich mich übergeben musste, fragte er: „Bist du etwa in anderen Umständen?“ Das hab ich freimütig zugegeben. „Dann nimm halt in Gottes Namen deinen Ludwig.“ Dem Vater war es dann doch lieber, dass ich den „armen Maurer“ heirate, statt mit einem ledigen Kind daheim zu sitzen.“ „Das sind ja schöne Neuigkeiten! Jetzt verstehe ich, warum ihr nur eine kleine, bescheidene Hochzeit macht.“

Meine drei „großen“ Töchter konnte ich für die Hochzeit bei einer Nachbarin abgeben, die Kleine musste ich allerdings mitnehmen, weil sie gestillt wurde. Nach der kirchlichen Trauung war es dann eine nette Feier, nur mit den beiderseitigen Eltern und uns Geschwistern. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich einige Neuigkeiten.

► Fortsetzung folgt

Roswitha Gruber:
Der Einödhof
und sieben Töchter
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-55453-7



Stiften und Spenden



Foto: Pexels

Eine Spende kommt nicht nur dem Empfänger zugute – auch der Gebende profitiert. Denn wie es einst der Schriftsteller André Gide auf den Punkt gebracht hat: „Das Geheimnis des Glücks liegt nicht im Besitz, sondern im Geben. Wer andere glücklich macht, wird glücklich.“ Wer dauerhaft – sogar über den eigenen Tod hinaus – Gutes tun will, kann dies etwa mit einer gemeinnützigen Stiftung.

Wichtige Transparenz

Millionen Menschen in Deutschland unterstützen jährlich Non-Profit-Organisationen (NPOs) durch Spenden. Doch es kommen immer mehr Organisationen auf den deutschen Markt und wollen etwas von dem Kuchen abhaben. Und nicht jedem ist zu trauen. Spender wollen sicherstellen, dass ihr Geld tatsächlich dort ankommt, wo es benötigt und eingesetzt wird. Die wichtigsten Faktoren sind Transparenz, Rechenschaftspflicht und ethisches Handeln.

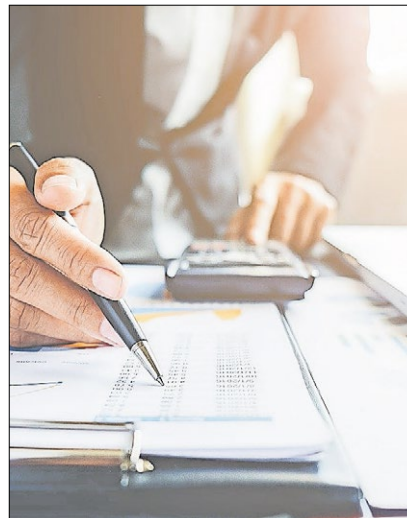
Transparenz hilft, Vertrauen aufzubauen und auch zu erhalten. Spender möchten wissen, wie ihr Geld verwendet wird und welche Projekte sie unterstützen. Dann kommen sie als Spendende auch wieder. Sie erwarten von NPOs eine klare Kommunikation über die Verwendung, die erzielten Ergebnisse und die Verwaltungskosten. Organisationen, die offen über ihre Finanzen, ihre Programme und ihre Entscheidungen berichten, genießen so mehr Vertrauen.

Spender könnten eine NPO zwar auch selbst durchleuchten. Doch der Aufwand dafür ist enorm und braucht viel Fachwissen. Der Staat hat zur Erleichterung „Prüfinstitute“ ins Leben gerufen, die dieser Aufgabe nachkommen. Wie etwa die „Initiative Transparente Zivilgesellschaft“ oder das „DZI-Spendensiegel“. Sie haben sich in Deutschland etabliert und für eine Professionalisierung gesorgt.

Hohe Standards

Organisationen, die diese Zertifikate tragen, verpflichten sich zu hohen Standards bei der Mittelverwendung und Kommunikation. Durch detaillierte Jahresberichte und klare Strukturen der Rechenschaftspflicht zeigen sie, dass sie verantwortungsbewusst mit den ihnen anvertrauten Mitteln umgehen.

Die Zertifikate sind nicht vorgeschrieben. Deshalb besitzt auch nicht jede NPO ein derartiges Zertifikat. Diejenigen, die kein Zertifikat haben, müssen nicht automatisch als kritisch angesehen werden. Es besteht dann nur kein



▲ Wer spendet, will sich sicher sein, dass sein Geld ankommt. Dafür braucht es Transparenz.

Foto: gem

externer Kontrollmechanismus. Für den Spender ist deshalb erhöhte Wachsamkeit wichtig.

Notwendige Kosten

Ein häufiges Missverständnis in der Debatte um Vertrauen ist die Bedeutung von Verwaltungskosten. Viele Spender sind skeptisch, wenn ein Teil ihrer Spende für administrative Zwecke oder Personal verwendet wird. Doch Verwaltungskosten sind notwendig, um die Effizienz und die Qualität der Arbeit von NPOs zu gewährleisten.

Gut ausgebildetes Personal, eine solide Infrastruktur und moderne Technologien tragen dazu bei, Projekte professionell und nachhaltig umzusetzen. Eine Organisation, die in ihre Verwaltung investiert, kann langfristig bessere Ergebnisse erzielen und ihre Programme effektiver managen.

Verwaltungskosten sind nicht nur unvermeidbar, sondern oft auch ein Zeichen professioneller Arbeit. Transparente Finanzberichte, die zeigen, wie viel für Verwaltung und wie viel für Projekte aufgewendet wird, können helfen, das Verständnis dafür zu verbessern. we

Eigene Stiftung

Frank Zander will langfristig helfen

Der Schlagermusiker und Entertainer Frank Zander (82) hat mit dem Berliner Caritasverband seine eigene Stiftung gegründet. „Eigentlich wollte ich keine Stiftung gründen, das klang für mich immer ziemlich bürokratisch und kompliziert. Aber als mich die Caritas gefragt hat, ob wir gemeinsam eine Stiftung ins Leben rufen wollen, da hat alles Sinn gemacht“, erzählte der Musiker, der sich seit vielen Jahren für Obdachlose engagiert. „Die Stiftung soll auch unsere sozialen Bemühungen dauerhaft sichtbar machen, denn für immer werde ich nicht leben, aber die Idee und der Gedanke sollen ewig am Leben bleiben!“

Das neueste Projekt der Stiftung ist das „Café Streetwork“ der Caritas in Berlin-Mitte, das angelehnt an einen Hertha-BSC-Song Zanders zum „Café Streetwork – Nur nach Hause“ wird. Dank Zanders Hilfe würden die Räume dort ansprechender gestaltet und zu einem Wohnzimmer für Menschen werden, die isoliert leben oder kein Zuhause haben, erläuterte die Direktorin des Caritasverbands für das Erzbistum Berlin, Ulrike Kostka. „Wir sind sehr dankbar, dass die Frank Zander Stiftung das Café langfristig finanziell unterstützen wird.“ Es sei beeindruckend, wie sich der Entertainer seit Jahrzehnten in Berlin um wohnungslose und arme Menschen kümmere.

Neben der alljährlichen und traditionellen Weihnachtsfeier, die bereits zum 30. Mal von Zander und seiner Familie für ungefähr 2500 obdachlose und bedürftige Menschen im Estrel Hotel ausgerichtet wird, engagiert sich der 82-jährige ganzjährig bei vielen anderen sozialen Projekten. KNA

ES REICHT
GEMEINSAM GEGEN HUNGER

Es gibt genug für alle: Genug Nahrung. Genug Geld. Genug, um Hunger zu beenden.

Blue trägt seinen vierjährigen Bruder Sunday sieben Kilometer dorthin, wo er die einzige Mahlzeit des Tages erhält – in die Schule. Blue ist unterernährt. Sunday ist bereits lebensbedrohlich unterernährt und ihm fehlt jegliche Kraft zum Laufen. Beide leiden sehr unter der aktuellen Hungerkrise.

Immer mehr Menschen hungern: 733 Millionen Menschen sind laut Welternährungsorganisation (FAO) davon betroffen. Einer von elf Menschen weltweit, einer von fünf in Afrika.

Deshalb geben wir als größter Partner des Welternährungsprogramms der Vereinten Nationen so viel wie möglich: Alle 60 Sekunden erhält ein hungriges Kind eine Mahlzeit.

Helfen Sie mit, noch mehr Kinder zu ernähren.
Helfen Sie mit, damit es reicht.

worldvision.de/es-ist-genug





Varalakshmi strahlt und tritt kräftig in die Pedale. Das kleine Mädchen aus dem südindischen Dorf Potharajukaluva darf endlich die weiterführende Schule besuchen. »Ich will später Lehrerin werden und dafür ist es doch so wichtig zur Schule zu gehen«, sagt Varalakshmi. Doch das haben ihr ihre Eltern bis vor Kurzem verboten.

Ihr Schulweg war für Varalakshmi und ihre Freundinnen lang und gefährlich. In den Dörfern der südindischen Region Bukkaraya fehlen häufig

befestigte Straßen und öffentliche Verkehrsmittel. Um von ihrem Dorf zur Schule zu gelangen, müssen die Kinder daher lange Fußwege – teilweise bis zu 3 Stunden – zurücklegen.

Der Schulweg führt dabei oft durch entlegene und kaum besiedelte Gegenden. Das ist für die Kinder eine große Gefahr: täglich werden rund 100 Übergriffe gemeldet, mehr als 70 % davon betreffen Minderjährige. Insbesondere Mädchen werden auf dem Schulweg häufig Opfer sexueller Übergriffe.

Die Familien stehen dem machtlos gegenüber. Sie können ihre Kinder auf dem Schulweg nicht begleiten, da sie auf dem Feld arbeiten müssen. Sie fürchten um deren Sicherheit und lassen ihre Kinder daher aus Sorge zu Hause. Der Bildungsweg endet für diese Mädchen oft viel zu früh und hat schlimme Folgen: Wenn Mädchen im ländlichen Indien ihre Schulbildung frühzeitig abbrechen müssen, werden sie oft schon im Kindesalter zwangsverheiratet. Dies bedeutet das viel zu frühe Ende ihrer Kindheit und

ein Leben ohne Bildung in Armut.

EIN FAHRRAD ALS SCHLÜSSEL ZUR BILDUNG IN INDIEN UND NEPAL

Die Vicente Ferrer Stiftung will das ändern und Mädchen wie Varalakshmi in Indien und Nepal helfen. Ein einfaches Fahrrad ist hierzu der Schlüssel! Wie das geht? Fahrräder ermöglichen es Mädchen in Gruppen sicher und schnell zur Schule zu fahren. Sie können ihre Ausbildung abschließen, werden unabhängig und

können dem Kreislauf der Armut entkommen.

Heute kann Varalakshmi mit dem Fahrrad die Schule besuchen und ist ihrem Traum Lehrerin zu werden ein Stück näher. Helfen Sie uns dabei, Mädchen wie Varalakshmi zu helfen. Schenken Sie einem Kind zu Weihnachten ein Fahrrad. Bitte unterstützen Sie unser Fahrradprojekt mit einer Spende von 60 €.

Entdecken Sie Varalakshmis Geschichte auch in ihrem Video unter:

www.vfstiftung.de/Fahrrad



Schenken Sie Bildung zu Weihnachten! Spenden Sie Fahrräder an Kinder in Indien und Nepal.

Mit einer Spende über 60 €* für Fahrräder ermöglichen Sie Kindern in Indien und Nepal den Schulbesuch und schenken ihnen die Chance auf eine erfolgreiche Schulbildung.

Schenken Sie Hoffnung: Spenden Sie Fahrräder für Bildung!

SPENDENKONTO DE61 3605 0105 0008 1039 21
STICHWORT: FAHRRAD

PS: Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen, geben Sie bitte auch Ihre Postanschrift an.

Online Spenden unter www.vfstiftung.de/fahrrad

*inkl. 15 % Verwaltungskosten. Sollte das Fahrradprojekt vollständig finanziert werden, setzen wir überzählige Spenden für ein anderes Bildungsprojekt für notleidende Kinder in Indien und Nepal ein.

Vererben für den guten Zweck

Michael Urselmann ist ein bundesweit bekannter Experte in Sachen Fundraising. Der aus dem Englischen kommende Ausdruck bezeichnet das professionelle Sammeln von Spenden. Im Interview blickt der Kölner Wissenschaftler auf einen besonderen Aspekt des Fundraisings, der beispielsweise für Hilfsorganisationen immer wichtiger wird.

Herr Professor Urselmann, wie wichtig sind Erbschaften und Vermächtnisse für das Fundraising von gemeinnützigen Organisationen wie beispielsweise kirchlichen Hilfswerken?

Das macht nur einen Teil des Fundraisings aus. Aber es handelt sich um einen Bereich, der stark wächst und das schon seit mehreren Jahren.

Warum ist das so?

Der wichtigste Treiber ist natürlich der wachsende Wohlstand in Deutschland. 2025 können wir 80 Jahre Frieden nach Ende des Zweiten Weltkriegs feiern. Eine so lange Friedensphase hatten wir in Deutschland noch nie. Da lässt es sich gar nicht verhindern, dass sich immer mehr Vermögen über Generationen hinweg aufbaut. Auch wenn längst nicht alle Menschen von einem Erbe profitieren und die Schere zwischen Arm und Reich weiter auseinandergegangen ist.

Aber unter dem Strich muss man sagen: Wir waren noch nie so wohlhabend in Deutschland, wie wir das jetzt sind. Wir hatten auch noch nie so viele Millionäre, obwohl ja längst nicht nur Millionäre testamentarisch ihr Vermögen einem gemeinnützigen Zweck vermachen.

Welche Rolle spielt der demografische Wandel, also die Tatsache, dass die Gesellschaft immer älter wird?

Heute sterben die Menschen im Durchschnitt mit 81 bis 83 Jahren. Ihre Kinder haben sie mit 25 bekommen. Das heißt: Die Kinder erben nicht selten mit 50, 60 Jahren, zu einem Zeitpunkt also, wo die meisten finanziell eigentlich abgesichert sind. Man freut sich natürlich trotzdem über das Erbe. Aber man kann eben auch großzügiger teilen. Umgekehrt sagen Erblasser nicht selten: Ich setze neben meinen Kindern auch noch eine gemeinnützige Organisation ein, weil meine Kinder schon sehr gut versorgt sind.

Zugleich gibt es viele Menschen, die keine Nachkommen oder nahen Verwandten haben ...

Die sagen sich dann vielleicht: Bevor das Geld jetzt an den Staat und dann in den Brücken- oder Straßenbau geht, gebe ich es doch lieber an eine gemeinnützige Organisation, die mir am Herzen liegt. Bin ich Katholik, gebe ich es eher



▲ Professor Michael Urselmann ist Experte für Fundraising. Foto: KNA

einer katholischen Organisation. Bin ich nicht gläubig, dann kriegen es eben die Ärzte ohne Grenzen oder die SOS-Kinderdörfer.

Um das Image der Kirchen ist es nicht gerade gut bestellt. Nehmen katholische und evangelische Organisationen weniger Spenden durch Nachlässe ein?

Die meisten Erblasser sterben in einem Alter um die 80 Jahre. In dieser Generation sind die Kirchen noch relativ fest

verankert. Aber natürlich wird sich das in dem Maße ändern, wie sich die Gesellschaft von den Kirchen entfremdet.

Vererben können nur diejenigen, die über ein gewisses Vermögen verfügen. Laut Statistiken von 2017 vererben Menschen aus dem obersten Einkommensfünftel im Schnitt rund 248 000 Euro, im mittleren Einkommensfünftel waren es 52 000 Euro und im untersten Fünftel gerade einmal 12 000 Euro. Ist es nicht unfair, wenn eine Minderheit mit ihrem Geld bestimmt, welche gemeinnützigen Zwecke gefördert werden?

Das eine ist natürlich, dass jeder von uns zur Solidargemeinschaft beitragen sollte, indem er seine Steuern ordentlich bezahlt und sie nicht hinterzieht. Wir haben ein progressives Steuersystem, in dem wohlhabende Menschen entsprechend mehr zahlen müssen. Deswegen bin ich gegen ein pauschales Reichen-Bashing. Und ob mein Nachbar jetzt das Geld auf den Kopf haut oder der Caritas gibt, ist seine Freiheit. Das habe ich nicht moralisch zu bewerten. Es ist doch im Gegenteil sehr begrüßenswert, wenn sich jemand über seine Steuerzahlungen hinaus gemeinnützig engagiert, nicht nur als christliches Werk der Nächstenliebe, sondern vielleicht auch in der Kultur oder im Sport.

Interview: Joachim Heinz/KNA

Stiftungen weiterhin beliebt

Die Zahl der Stiftungen in Deutschland ist weiter gestiegen. 637 Neugründungen im Jahr 2023 entsprachen einem Zuwachs von 2,1 Prozent auf 25 777 Stiftungen, teilte der Bundesverband Deutscher Stiftungen mit.

Dabei besteht weiterhin ein großes Gefälle zwischen Ost und West: 89 Prozent der Stiftungen haben ihren Sitz in westdeutschen Bundesländern, nur sieben Prozent in Ostdeutschland. Vier Prozent entfallen auf Berlin, das gesondert erfasst wurde. Im Osten fiel der durch-

schnittliche Zuwachs bei der Zahl der Stiftungen zuletzt allerdings mit 3,8 Prozent doppelt so hoch aus wie im Westen (jeweils ohne Berlin).

Von den im vergangenen Jahr neugegründeten Stiftungen waren 351 gemeinnützig, also steuerbegünstigt. Laut der Datenbank des Verbands sind insgesamt rund 90 Prozent der rechtsfähigen Stiftungen bürgerlichen Rechts steuerbegünstigt. Das bedeutet, sie verfolgen gemeinnützige, mildtätige oder kirchliche Zwecke.

KNA

Jetzt nachhaltig investieren. Ab 200 Euro.

WEIL GUTES GELD DEN MENSCHEN DIENT.

GUTESGELD.DE

NACHHALTIGE GELDLANLAGE SEIT 1975.

OIKO CREDIT
in Menschen investieren



Bayerischer Blinden- und Sehbehindertenbund e.V. (BBSB)



Ermöglichen Sie blinden Menschen mehr Selbstständigkeit

Ob zu Lebzeiten oder testamentarisch: Sorgen Sie mit uns dafür, dass blinde und sehbehinderte Menschen in Bayern am gesellschaftlichen Leben teilhaben können.

„Gerne informiere ich Sie über die verschiedenen Möglichkeiten.“

Andrea Stang
089 55988-330
andrea.stang@bbsb.org
Arnulfstr.22, 80335 München



Mein Vermächtnis: *Hilfe, die bleibt.*

Mit einer eigenen Stiftung oder Verfügung im Testament tun Sie direkt und langfristig Gutes.

Ihr Wunsch, anderen zu helfen, ist unendlich wertvoll. Wir helfen Ihnen, Ihre Idee einer eigenen Stiftung umzusetzen und beantworten Ihre Fragen zu Immobilienübertragung oder Testamentsgestaltung. Mit unserer Erfahrung und Ihrem Engagement können wir das Leben vieler Menschen heute und in Zukunft verbessern.

Bestellen Sie kostenlos unseren informativen Stiftungsratgeber!

Malteser Stiftung
Michael Görner (Vorstand)

Erna-Scheffler-Straße 2
51103 Köln

0221 9822-2320
stiftung@malteser.org
malteser-stiftung.de



Hochschule Heiligenkreuz -
Priesterausbildung für das 21. Jahrhundert



Damit wir gute Priester haben

#nachhausekommen

Mit Ihrer Hilfe wollen wir:

- > Noch mehr **Priester aus aller Welt** ausbilden
- > Jungen Menschen helfen, ihre **Berufung** und ihren Platz in der Kirche zu finden
- > Unseren Theologen einen kompetenten **Umgang mit Medien** vermitteln
- > **Gute Priester und Theologen** für das 21. Jahrhundert ausbilden
- > Ein **Campus** für junge Theologiestudenten sein

Vergelt's Gott



Ihre Spenden an die Hochschule sind steuerlich absetzbar für jene, die in Deutschland steuerpflichtig sind.
Eine Spendenbestätigung schicken wir Ihnen gerne zu.

„Förderkreis der Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz e.V.“

IBAN: DE20 7509 0300 0001 3863 79 | BLZ 750 903 00 - Liga Bank EG | BIC (S.W.I.F.T.): GENODEF1M05

www.hochschule-heiligenkreuz.at | hilfe@hochschule-heiligenkreuz.at | +43 2258 8703 400

SAMSTAG 9.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 17.35 ZDF: **Plan B.** Mission Artenschutz. Hilfe für bedrohte Wildtiere.
 - 21.45 Arte: **Grünes Eis – Das Wunder der Arktis.** Unter dem Arktis-Eis befindet sich ein ganz besonderes Ökosystem. Doku.
 - 21.50 Bibel TV: **Sabina.** Rumänien im Zweiten Weltkrieg: Die jüdisch-stämmigen Christen Richard und Sabina Wurmbrand helfen den Menschen, wo sie nur können. Spielfilm.
- ▼ **Radio**
- 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Zeitenwende auf Finnisch. Eine Reise entlang der russischen Grenze.
 - 18.05 **DKultur: Feature.** Lob der Bürokratie. Das unsterbliche Milieu der Verwaltung.

SONNTAG 10.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 9.00 ZDF: **37° Leben.** Stresstest Trauzeugen – Zwischen Party, Planung und Prosecco.
 - 9.30 ZDF: **Ev. Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Stephan in Würzburg.
 - 10.00 Bibel TV: **Heilige Messe** aus dem Salzburger Dom.
 - 20.15 Arte: **Gesprengte Ketten.** Alliierte Fliegeroffiziere sind 1944 in einem Gefangenenlager untergebracht, das als ausbruchssicher gilt. Sie planen eine Flucht. Drama.
- ▼ **Radio**
- 7.05 **DKultur: Feiertag (kath.).** „Weg mit dem langen weißen Bart!“ Gottesbilder aus Frauensicht.
 - 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Kapelle im Bischof-Weskamm-Haus in Magdeburg.

MONTAG 11.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 20.15 Kabel 1: **Django Unchained.** Sklave Django wird von Kopfgeldjäger Dr. Schultz befreit, weil er die von ihm gesuchten Brittle-Brüder identifizieren kann. Western mit Christoph Waltz.
- ▼ **Radio**
- 6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Christopher Hoffmann, Neuwed. Täglich bis einschließlich Samstag, 16. November.
 - 19.30 **DKultur: Zeitfragen. Feature.** Bitte lächeln! Schoten, Scherze und Humor im Parlament.

DIENSTAG 12.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 20.15 Arte: **Adoptivkinder.** Skandal ohne Grenzen. Doku über den lukrativen Markt grenzüberschreitender Adoptionen.
- ▼ **Radio**
- 19.15 DLF: **Das Feature.** Linglong. Schmutzige Reifen für Europa.
 - 19.30 **DKultur: Zeitfragen. Feature.** Urbane Friedhöfe. Oasen der Stadtnatur.

MITTWOCH 13.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 19.00 BR: **Stationen.** Wut und Wandel. Kann Ärger die Welt verbessern?
 - 20.15 ZDF: **Marie Brand und die lange Nase.** Museumsdirektor Krull wird im Depot des Museums tot aufgefunden. Die Überwachungskamera hat den Mord aufgezeichnet. Krimi.
- ▼ **Radio**
- 19.30 **DKultur: Zeitfragen. Feature.** Geschichte der Propaganda. Die Lügen der anderen.
 - 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Ein Gott auf der Spitze des Augenblicks. Die Dichterin Hilde Domin.

DONNERSTAG 14.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 20.15 Arte: **Der letzte Sommer der DDR.** Aufbruch und Anarchie. Doku.
 - 23.35 SWR: **Stille ist ein schönes Geräusch.** Doku über sechs Gehörlose.
- ▼ **Radio**
- 20.10 DLF: **Systemfragen.** Antidemokratische Einstellungen. Aus der Reihe „Rechtsextremismus in Deutschland“.

FREITAG 15.11.

- ▼ **Fernsehen**
- 20.15 ZDF: **Jenseits der Spree – Letzte Rettung.** Romy fährt mit dem Rad allein durch das nächtliche Köpenick, als sie jemanden in der Dämmerung bemerkt. Wenig später ist sie tot. Krimi.
- ▼ **Radio**
- 20.05 DLF: **Feature.** Die Mutterschaftsfrage.
- ☞: Videotext mit Untertiteln

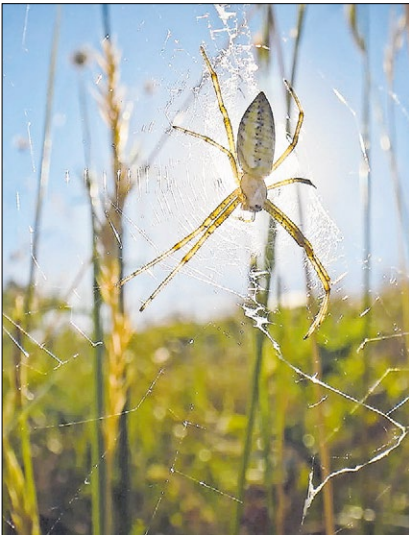
Für Sie ausgewählt



New Yorks neuer Gangsterschreck

Elsbeth Tascioni (Carrie Preston), die schrullige, aber kluge und sympathische Strafverteidigerin aus den Anwaltsserien „The Good Wife“ und „The Good Fight“, geht neue Wege. Sie zieht von Chicago nach New York und wird Staatsanwältin. An der Seite von Captain Wagner und Officer Blanke löst sie Fälle, bei denen der Täter längst bekannt ist, aber die Beweise fehlen. Mit ihrer spleenigen Art geht sie den Kollegen auf die Nerven. Doch dank genialer Einfälle mutiert sie gleich in ihrem ersten Fall zum Gangsterschreck. Die neue Serie „Elsbeth“ (Sat.1, 12.11., 20.15 Uhr) wird dienstags in Doppelfolgen ausgestrahlt.

Foto: © 2024 CBS Broadcasting, Inc.



Doku-Reihe „Guck mal, wer da kreucht“

Mit den ersten warmen Sonnenstrahlen treiben im Frühling Tausende winziger Spinnen durch die Luft. Mit etwas Glück erwartet diese geborenen Jägerinnen bei der Landung ein perfektes Biotop. Die Dokumentation „In den Fängen einer Spinne“ (Arte, 11.11., 16.55 Uhr) führt durch die vier Jahreszeiten in der Welt der Spinnen, beleuchtet ihre faszinierenden Fähigkeiten – und ihre Art zu lieben, denn die meisten Spinnenweibchen haben ihre Partner zum Fressen gern. Die weiteren Folgen der Reihe „Guck mal, wer da kreucht“ widmen sich dem Marienkäfer (12.11.) und der Fliege (13.11.).

Foto: Flair Production

Historiendrama um Jakob Fugger

Ende des 15. Jahrhunderts wächst Klosterschüler Richard als unehelicher Spross der Fugger-Familie fernab von Augsburg auf. Als seine Mutter wegen Hexerei verbrannt wird, sinnt Richard auf Rache. Jakob Fugger nimmt sich des Jungen an. Frei nach Tanja Kinkels Roman erzählt „Der Puppenspieler“ (3sat, 15. und 22.11., 20.15 Uhr) eine fiktive Geschichte zwischen klerikaler Pracht und spätmittelalterlichem Alltag.

Senderinfo

katholisch1.tv
bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV
auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb
über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.



Kleine Pausen im Advent

Das Beste am Unterwegssein ist für viele Wanderer die Brotzeit: Pause machen, innehalten, Leib und Seele stärken für die nächste Etappe. In 24 Verschnaufpausen begleitet Sabine Dittrich die Leser mit leichter Hand und doch tiefgründig durch den Advent.

Ihr Buch „Noch 24 Kilometer bis Weihnachten“ ist der perfekte Begleiter durch den Advent. Dabei hilft die Autorin zu entdecken: warum es gut ist, mit dem Träumen aufzuhören und sich auf den Weg zu machen; wie schön es sein kann, sich beschenken zu lassen; wie es gelingen kann, ganz da zu sein. Für jeden Tag gibt es außerdem Ausmalbilder, Rezepte oder andere Ideen, die die Adventszeit bereichern.

Wir verlosen drei Bücher. Wer gewinnen will, schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost Rätselredaktion Henisiusstraße 1 86152 Augsburg redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
13. November

Über das Buch aus Heft Nr. 43 freuen sich:
Hiltrud Müller,
78479 Reichenau,
Rosa Schilling,
89429 Bachhagel.
Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 44 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Grab-schrift	▽	▽	schweres religiö-ses Ver-gehen	Figur der Operette ‚Wiener Blut‘	▽	Teenager-Idol der 1950er (Paul)	▽	Stall-mist	▽	österr. Ort in Tirol	▽	Streich-instru-ment
derbko-misches Bühnen-stück	▷					Nerven betref-fend	▷			▽		
▷		5		Zwerg-hund	▷					6		
Kinder (engl.)			Vorname der Hay-worth †	▷		7		eurasi-scher Staaten-bund	▷			latei-nisch: Silber
Kirgisen-zelt-lager	▷							Opfer-tisch	▷	hoher engl. Adels-titel		Stadt in Frank-reich (Kw.)
Pfiff, Schwung	▷							▷		▽		4
▷			dt./frz. TV-Sender					▷				
persön-liches Fürwort (4. Fall)		Mann-schafts-führer		▽				stark windig		chem. Zeichen für Xenon	▷	
Fluss durch Girona (Span.)	▷							Kfz-K. Dessau	▷			Luft-kurort im Engadin
päpstl. Verwalter			Herzogin von Sussex (Meghan)		Schlag-wort	▽	▽	Schrift-steller-verband (Abk.)	Durch-einander	Wind-richtung	▷	
▷			▽						▽		enthalt-samer Mensch	
engli-sches Flächen-maß		1		Fremd-wortteil: nicht	▷			japan. Saiten-instru-ment		Hoch-gebirgs-weide	▷	
▷				englisch: Huhn			russ. gego-renes Getränk	▷				Satz beim Tennis (engl.)
ver-dorren (Blumen)				Haupt-stadt von Vietnam	▷					Ufa-Zufluss		bayrisch: nein
▷							Augen-flüssig-keit	▷		3		
weib-liche Fabel-wesen	▷					Bänkel-sänger-lied	▷					

DEIKE_1316_SUSZ_24-45

1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Spirituose und kirchliches Fest
Auflösung aus Heft 44: **KIRCHHOF**

	P	N		A		S
M	A	R	I	A	P	A
R	I	M		A	V	I
R	E	M	P	E	L	N
N	A	R				I
P	A	T	E			N
		S				L
K	I	S				K
E	K	E				G
G	A	W		B	E	S
K	E	R	Z	E	D	R
L	U	N	T	E	A	C
A	B	S		P	M	U
A	P	Z		P	E	R
H	A	H	N		N	E
N	E	I		K	A	R

„Hoffentlich kriegt der Gelbe Engel unsere Wolke wieder flott!“

Illustrationen:
Jakoby



Erzählung

Weg da, Papa baut!

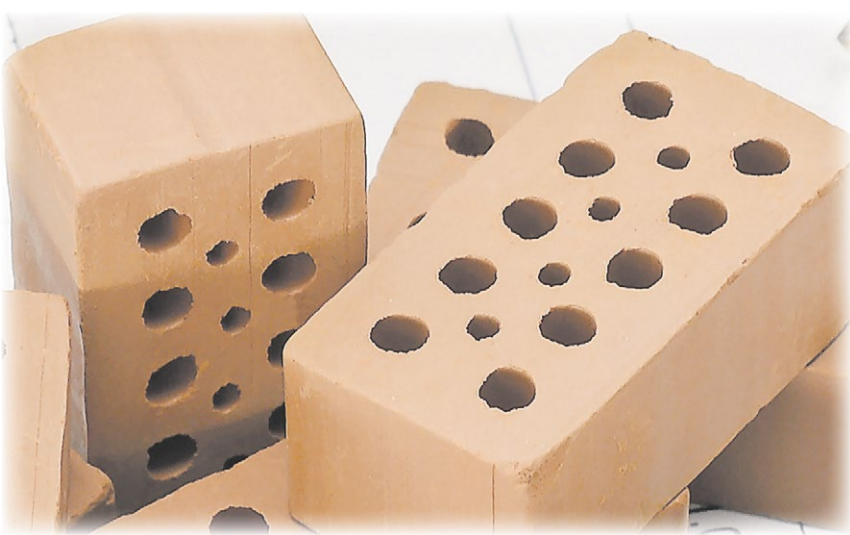
„Hast du an das Hotel geschrieben?“, fragt sie. „Nein“, antwortet er. „Ich schreibe auch nicht. Ich baue.“ „Fahren wir denn nicht in Urlaub dieses Jahr?“ Ich weiß nicht. Ich will von nichts wissen. Du kannst mich später vielleicht noch einmal fragen. Jetzt baue ich.

Und er bekommt einen Brief: „Liefern Sie uns nun endlich die versprochene Arbeit?“ Nein. Das heißt, gerne, er wird sie bestimmt noch machen, aber im Augenblick geht es nicht. Er baut. Wie kann er an den Urlaub und an den Beruf denken? Sein Kopf ist ein einziger Bauplatz!

Er weiß genau, dass er an seinem Schreibtisch sitzen und fleißig sein müsste. Sein Gewissen hat Bauchweh. Täglich lagern sich neue Schichten ab auf dem Berg des Unfertigen, Ungelesenen und Unerledigten. Arbeit zuhauf! Er aber tut keinen Schlag. Er baut.

Dabei baut er eigentlich gar nicht. Er bewegt keine Erde, legt kein Fundament und vermauert keinen Stein. Ihn können sie überhaupt nicht brauchen auf dem Bauplatz. Er kann nur da herumstehen und im Wege sein.

Aber mit dem Mundwerk kann er bauen! Er spricht mit der Sparkasse und dem Notar, dem Architekten, dem Bürger- und dem Stadtbaumeister, dem Bauführer und den Handwerkern. Es handelt sich um



hochbedeutsame, fesselnde Besprechungen von größter Tragweite, gegen die die Gespräche von Regierungschefs, Außenministern und Wirtschaftsführern nur ein langweiliges Geplapper sind.

„Was erzählst du denn da?“, fragen die großen Männer erstaunt. Wir bauen eine neue Welt oder wenigstens die Wirtschaft, er aber, was baut er denn, ein kleines Häuschen, du lieber Himmel! Ganz richtig, o Könige der Zeit, bloß ein Häuschen, aber wollet bitte bedenken, was für eines. Seines! Ein Haus wie noch nie, das wichtigste Gebäude unter dem Mond. Seht, ein Baum steht auch daneben, ein hoher, alter Kirschbaum. Er trägt drei Zentner Kirschen jeden Sommer, Früchte von unüber-

trefflicher Qualität, dick und nachtschwarz, madenfrei. Hat es einen solchen Baum jemals gegeben? Ihm gehört er, er wird in seinem Schatten sitzen, und seine Söhnchen werden die Kirschen pflücken.

Wenn es gerade nichts zu besprechen gibt, geht er auf den Bauplatz. Ah, dieser zauberhafte Ort. Soeben kommt er von dort. Heute ist nämlich ein großer Tag, einer der größten in der Geschichte, denn seine Backsteine sind angekommen: die ersten 6000 Stück, ausgesuchte, fehlerfreie Ware aus Kandern. Welch ein Ereignis, welch glücklicher Tag!

Was geht sonst noch vor in der Weltgeschichte? Hat Moskau seine Taktik geändert, empfing Paris einen Staatsbesuch, ist ein geheimes

Dokument gestohlen worden, kam Borussia in die Endrunde? Haben die Atom-Akrobaten wieder einen Kraftakt gezeigt? Wie uninteressant! Seine Backsteine sind angekommen, das ist doch eine Meldung! So ist er ein Bauherr geworden und führt ein Leben voller Tätigkeit und Spannung. Bauherr, was für ein Titel, erhabener als Doktor und Professor, Graf, General und Staatspräsident!

Wenn er von der Bauarbeit nach Hause kommt, fragt seine Frau: „Warst du auf dem Bauplatz?“ Danach ergibt es sich, dass er noch einmal dorthin muss. Kommt er dann endlich heim, ruft sie schon aus dem Fenster: „Baust du immer noch?“

Das ist Spott, aber auch Besorgnis. Sie hat Angst, dass bei ihnen der Schornstein nicht mehr raucht und sie noch alle verhungern, weil Papa baut. In der Tat, ihre Sorge ist nicht unbegründet. Was soll er aber machen? Das Bauen geht vor! Als Bauherr sieht man den Jahrhunderten ins Auge, ein neues Haus stellt man auf die Erde, das lange Zeiten überdauert!

Vorausgesetzt allerdings, dass die kernspaltenden Halbstarken nicht zu wild draufhauen. Er baut mit Backsteinen wie die alten Römer, das ist solide und erprobt aber so solide auch wieder nicht, dass es solche Rüpelei aushält. Denkt also an sein Häuschen, ihr Burschen, und lasst den Unfug gefälligst bleiben!

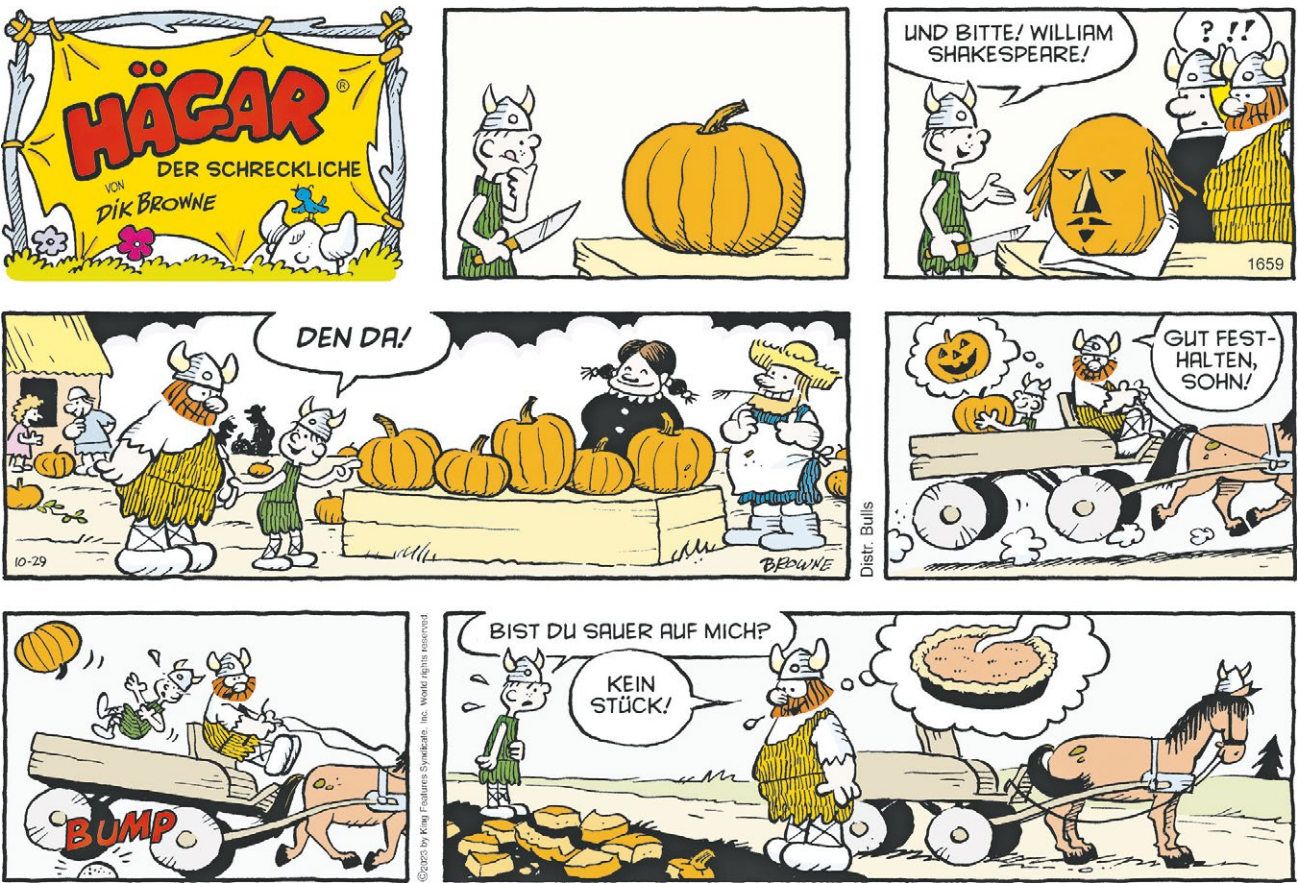
Text: Hellmut Holthaus; Foto: gem

Sudoku

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 44.

8		9	6	3	2			
6		5		7	1	9	8	
1	3	9	2					4
3				4	2	8	1	5
5	4	9	8	6				
8	2	7			1	9		
			6	1	3	7	9	
		1	8		5		6	
6	5	3		7	2	8		



5		2	9	7				
1			5	4			3	
		4	6			7		2
				5	3		7	
7	2	3			9			
					7	1	8	3
4	6	8						
			3	1	4			6
		9				5	4	7



Hingesehen

Die „Landshut“ hat ihre mutmaßlich letzte Reise absolviert. Vor kurzem wurde das Flugzeug an seinem endgültigen Standort in einem Hangar am Rande des Flughafens von Friedrichshafen am Bodensee aufgestellt. Die Bundeszentrale für politische Bildung will rund um die „Landshut“ einen „Demokratieraum“ einrichten, der ab Ende 2026 verschiedene Perspektiven auf die Geschichte des Flugzeugs erfahrbar machen und sich mit den Herausforderungen der Demokratie auseinandersetzen soll. Die „Landshut“ wurde am 13. Oktober 1977 von einer Gruppe palästinensischer Terroristen entführt, die unter anderem in Deutschland inhaftierte Mitglieder der linksextremen Rote-Armee-Fraktion (RAF) freipressen wollten. Jahrzehntlang blieb die „Landshut“ unter wechselnden Eigentümern im Einsatz, zuletzt bis 2008 bei einer brasilianischen Fluggesellschaft. 2017 wurde sie auf Initiative des damaligen Außenministers Sigmar Gabriel (SPD) nach Deutschland zurückgebracht. KNA

Fotos: Imago/Agencia EFE, Raimond Spekking/CC BY-SA 4.0 (via Wikimedia Commons)

Wirklich wahr

Journalist und Moderator Günther Jauch (68) steht zu seinem katholischen Glauben. „Ich würde ihn auch als unerschütterlich bezeichnen“, sagte Jauch in der jüngst ausgestrahlten Sendung „Sonntagsfrühstück“ des Privatsenders Antenne Bayern. Die Tatsache, dass das Bodenpersonal des lieben Gottes gerade in den letzten Jahren auf Erden einige Fehler gemacht habe, könne ihn nicht davon abbringen: „Ich käme, ehrlich gesagt, auch



nicht auf die Idee, aus der Kirche auszutreten.“

Als Grund dafür nannte Jauch, dass er als Kind und Jugendlicher mit der Kirche sehr gute Erfahrungen gemacht habe. Einen solchen Glauben könne man nicht einfach abstreifen wie eine Hose, die nach anderthalb Jahren aus der Mode geraten sei und dann in die Altkleidersammlung wandere. Für diese Haltung wolle er sich nicht rühmen, aber das sei bei ihm einfach so. KNA

Zahl der Woche

33

Prozent der Deutschen gehen wenigstens einmal im Jahr ins Museum. Dies gelte laut einer Umfrage des Deutschen Museumsbunds in Berlin für alle Altersklassen ab 18 Jahren gleichermaßen. Drei Viertel der Befragten finden Museen demnach einladend und freundlich. Nur ein gutes Viertel denkt, sie seien langweilig.

Als wichtige Gründe für einen Museumsbesuch wurden spannende Inhalte sowie die Lust, etwas Neues und Schönes zu entdecken, genannt. 75 Prozent der Befragten äußerten das Gefühl, nach einem Museumsbesuch etwas gelernt zu haben.

71 Prozent finden, dass Museen dabei helfen, die Gesellschaft besser zu verstehen. 80 Prozent halten sie für vertrauenswürdig und zuverlässig. 50 Prozent möchten, dass Museen sich an Debatten beteiligen, die die Gesellschaft prägen. 59 Prozent der Bevölkerung empfinden die Eintrittspreise jedoch als zu hoch. KNA

Impressum

Neue Bildpost, gegründet: 1952

Verlagsanschrift:

Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführerin:

Ruth Klaus

Herausgeber:

Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Redaktionelle Zuschriften:

Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 41 vom 1.1.2024.

Mediendesign:

Gerhard Kinader

Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:

Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg

Bankverbindung:

LIGA Bank eG

IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05

KONPRESS
KONPRESSEN Medien

Mitglied der KONPRESS-Medien eG
60314 Frankfurt



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de

Leserservice:

Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
oder 08 21/5 02 42-22
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:

Einzelnummer EUR 1,95,
Österreich EUR 1,95,
übriges Ausland EUR 2,50,
Luftpost EUR 3,00.
Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post. Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wo wohnt Günther Jauch?

- A. Köln
- B. Berlin
- C. Dresden
- D. Potsdam

2. Eine seiner bekanntesten Sendungen ist „Wer wird ...“

- A. ... Bundeskanzler?“
- B. ... Millionär?“
- C. ... Rätefuchs?“
- D. ... gewinnen?“

g z 'd l :gungol

Mehr denn je in Gottes Hand

Gedanken zum Monat November und zum unaufhaltbaren Fließen der Zeit

Mit seinen Totengedenktagen lädt der November zu einem Besuch auf dem Friedhof ein. Warum es gut tun kann, sich der Vergänglichkeit zu stellen – auch wenn es schwerfällt.

Der November ist – mit Ausnahme des Martinsfestes – ein Monat, in dem Tod und Vergänglichkeit im Vordergrund stehen: Allerheiligen und Allerseelen in der katholischen Kirche und dann in der evangelischen Kirche – neben dem Buß- und Bettag – noch der Totensonntag vor dem ersten Advent. Das Ganze umrahmt von Nieselregen, fallendem Laub, Dunkelheit und laufender Nase. Der Trübsinn lässt grüßen. Und trotzdem kann es eine gute Idee sein, in dieser Zeit mit einem Blumengesteck zum Friedhof zu gehen und die Gräber lieber Verstorbener zu besuchen, um eine Kerze anzuzünden und vielleicht sogar ein Gebet zu sprechen.

Leicht fällt das nicht. Denn jeder Grabbesuch konfrontiert ja – mal ganz abgesehen von der Trauer – unweigerlich mit dem eigenen Tod. So bedeuten die kirchlichen Totenfesten nicht nur eine Begegnung mit den Verstorbenen der Familie, sondern sie stellen auch die eigene Endlichkeit vor Augen. Und sei es nur die schlichte Tatsache des Älterwerdens, Tag für Tag, des schleichenden Verfalls von Energie und Lebenskraft.

Dünnes Eis

Eigentlich sollte diese Konfrontation nicht auf eine bestimmte Jahreszeit beschränkt sein. Denn Krankheit und Älterwerden, die eigene Verletzlichkeit und das unaufhaltbare Fließen der Zeit haben immer Saison – auch wenn die meisten Menschen dies in ihrem Alltag nicht wahrnehmen. Nicht wahrnehmen wollen. Bis eine plötzliche



▲ Lebensbrunnen von Martin Rainer (†2012) auf dem Domplatz von Brixen. Der Brunnen stellt den Kreislauf des Lebens als Spirale dar, die aus Gottes Hand entspringt und in Gottes Hand zurückkehrt.

Krankheit, der Tod eines geliebten Menschen oder ein anderer Schicksalsschlag unsanft daran erinnern, wie dünn das Eis ist, auf dem wir alle leben.

Ein außergewöhnliches Vorbild kann dabei der Baske Pedro Arupe sein, der von 1965 bis 1983 Jesuitengeneral war, bis ihn schließlich ein Schlaganfall zur Aufgabe seines Amtes zwang. Anstatt mit dem Schicksal zu hadern, kommentierte er seine neue Lebenssituation mit den Worten: „Ich fühle mich mehr denn je in den Händen des Herrn.“ Von Verbitterung keine Spur. Kann es für Christen eine bessere Umschreibung von Krankheit, Alter und Tod geben?

Zwischen Geburt und Tod

Der Brunnen vor dem Brixener Dom veranschaulicht dieses Geschehenlassen auf eindrucksvolle Weise: Ein schwerer Bronzekegel zeichnet spiralförmig den Lebenslauf des Menschen nach, wie er aus der Hand des Schöpfers dem Leben übergeben wird, in der Lebensmitte die Spitze des Kegels erklimmt, um schließlich, nach einem langsamen Abstieg, als Greis wieder zurückzukehren in die Hand Gottes. Das Er-

staunliche dabei: Man muss genau hinschauen, um das Neugeborene vom Greisen zu unterscheiden. So sehr ähneln sich Geburt und Tod. Lediglich die Hand Gottes ändert ihre Haltung, öffnet sich beim Neugeborenen zu einer freigebenden Geste und schließt sich bergend über den Sterbenden.

Ewig und grenzenlos

Vor diesem Hintergrund kann man auch ein weiteres Zitat von Pedro Arupe verstehen: „Tatsächlich ist der Tod, den man oft sehr fürchtet, für mich eines der am meisten erwarteten Ereignisse, ein Ereignis, das meinem Leben Sinn verleiht ... Er bedeutet, sich dem Herrn in die Arme werfen, er bedeutet, die Einladung hören, die man nicht verdient hat, die aber in Wahrheit ergangen ist: ‚Wohlan du guter und getreuer Knecht ... geh ein in die Freude deines Herrn‘ (Mt 25,21), er bedeutet, ans Ziel der Hoffnung und des Glaubens zu kommen, um in der ewigen und grenzenlosen Liebe zu leben“ (zitiert aus: Willi Lambert, Aus Liebe zur Wirklichkeit, S. 134).

Dennoch tun sich auch die meisten gläubigen Menschen schwer

mit Alter, Krankheit und Tod. Und wenn der Tod vorzeitig kommt, vielleicht sogar in jungen Jahren, ist die Trauer der Angehörigen unfassbar groß. Und das oft auch noch nach vielen Jahren. Denn die Trauer hat ihren ganz eigenen Rhythmus, ihre eigenen Gesetze, die in der modernen Gesellschaft oft nur schwer oder gar nicht respektiert werden.

Zuwendung zum Leben

Umso wichtiger ist es, dass Allerheiligen und Allerseelen oder auch der Totensonntag das sorgsam Verschwiegene wieder ans Tageslicht holen. Oft tut es dann gut, wenn der Friedhof mit seinen Gräbern, aber eben auch mit seinen alten Bäumen, seinen Vögeln und Eichhörnchen, einen Raum bietet, der Trauer freien Lauf zu lassen. Um sich danach wieder freier und bewusster dem Leben zuwenden zu können.

Silvia Katharina Becker /KNA

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Förderkreis für Die Schwester Maria e.V., Ettlingen, und Magazin „jetztWIR“ von Bonifatiuswerk, Paderborn. Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Buchprospekt von Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regensburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Verschiedenes

Schmalfilm & Video auf DVD

Super8, Normal8, Doppel8

Alle Formate VHS, Hi8, MiniDV

www.filme-sichern.de · 08458 / 38 14 75



Der Heilige Geist, der die Schriften inspiriert hat, ist es auch, der sie erläutert und auf ewig lebendig und wirksam macht. Von inspiriert macht er sie zu inspirierend.

Papst Franziskus

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 10. November 32. Sonntag im Jahreskreis

Jesus sagte: Diese arme Witwe hat mehr in den Opferkasten hineingeworfen als alle andern. Denn diese Frau, die kaum das Nötigste zum Leben hat, hat alles hergegeben, was sie besaß. (Mk 12,43f)

Jesus stellt die Witwe als Vorbild vor Augen, weil sie alles hergegeben hat. Ihr Denken kreiste nicht um sich selbst, sondern sie vertraute darauf, dass sie von Gott alles zurückerhält, was sie zum Leben braucht. In welcher Haltung gebe ich?

Montag, 11. November

Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. (Mt 25,40)

Heute werden wieder viele Kinder mit ihren Laternen unterwegs sein und die Geschichte von Sankt Martin hören. Wir sprechen vom Teilen, und das ist gut so. Das Evangelium weist uns noch eine Ebene tiefer: Christus selbst identifiziert

sich mit dem Schwachen, mit dem Ger-
ringen. Ich lasse mich davon berühren.

Dienstag, 12. November

Verkünde, was der gesunden Lehre entspricht! Gib selbst ein Beispiel durch gute Taten! (Tit 2,1.7)

Der Brief an Titus begleitet uns in den Le-
sungen. Paulus erinnert daran, was bei
der Begleitung der Gemeinde in Kreta zu
beachten ist. Die beiden Weisungen hel-
fen auch heute in den Bereichen, in de-
nen wir zur Verkündigung gerufen sind:
in der Pfarrei, in der Familie, im Beruf.

Mittwoch, 13. November

Als aber die Güte und Menschenliebe Gottes, unseres Retters, erschien, hat er uns gerettet – nicht, weil wir Werke vollbracht hätten, sondern aufgrund seines Erbarmens. (Tit 3,4f)

Letztlich bleibe ich abhängig von Gott.
Ich kann mich von Gott nicht freikaufen
durch Werke. Ich darf aber wissen: Gott
ist Erbarmen. Er möchte mein Heil. Ich
stelle mich in dieses Vertrauen.

Donnerstag, 14. November

Das Reich Gottes ist mitten unter euch. (Lk 17,21)

Jesus weist uns heute darauf hin, dem
Reich Gottes nicht hinterherzulaufen,
sondern es mitten im Alltag zu entde-
cken. Ich blicke am heutigen Abend auf
den Tag zurück: Kann ich Momente ent-
decken, in denen das Reich Gottes für
mich spürbar war?

Freitag, 15. November

Das Gebot, das ihr von Anfang an gehört habt, lautet: Ihr sollt in der Liebe leben. (2Joh 6)

In der Liebe leben bedeu-
tet für mich, meinem
Nächsten unvoreinge-
nommen gegenüber-

zutreten, die Schwächen und Eigenarten
des Anderen zu ertragen, Vergebung und
Versöhnung zu suchen und jeden Tag bei
mir neu damit anzufangen.

Samstag, 16. November

Du handelst treu in allem, was du an den Brüdern, sogar an fremden Brüdern tust. (3Joh 5)

Schon in den ersten christlichen Gemein-
den stellte sich die Frage, wie mit den
fremden Wandermissionaren umzuge-
hen ist. Der biblische Text ist hier klar:
Treu handelt, wer sie unterstützt. Wer
ist mir ein „fremder Bruder, eine frem-
de Schwester“, der oder die mir die Lie-
be Gottes nahebringt? Ich denke heute
dankbar darüber nach.



Schwester M. Daniela Martin ist
Franziskanerin des Crescentia-
klosters Kaufbeuren. Sie leitet
als Pastoralreferentin die
katholische Jugendstelle
Kaufbeuren.



**4 x im Jahr
bestens
informiert!**

St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder



Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende
Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr
zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnement-
gebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

X

Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich
widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung
des Widerrufs.